ar

11

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1980





Foto: Harry Patzer

Was ist Sache?

Was enthält die Förderungsverordnung für entlassene Soldaten im Grundwehrdienst?
Gefreiter Heinz Mellek

Ich finde es ungerecht, daß wir – weil einige Genossen zu spät vom Kurzurlaub zurückgekommen sind – jetzt alle schon um 6.00 Uhr statt um 7.45 Uhr da sein müssen!
Stabsmatrose K.-P. Schellenberg

In diesen Tagen sind Sie bereits wieder zu Hause und haben im Betrieb Ihren Arbeitsplatz eingenommen. Nunmehr Gefreiter (oder gar Unteroffizier?) der Reserve, liegen 18 Monate Grundwehrdienst hinter Ihnen. Aus dem Bestenabzeichen sowie der Klassifizierungsspange, von denen Sie berichten, schließe ich, daß es auch für Sie ganz persönlich erfolgreiche eineinhalb Jahre waren. Auf jeden Fall aber haben Sie mit Ihrem Soldatsein geholfen, den Frieden trotz massierter imperialistischer Angriffe zu bewahren und unsere sozialistischen Errungenschaften verläßlich zu schützen. Das verdient Dank und Anerkennung, denn leicht war es zweifelsohne auch für Sie nicht, alles damit Verbundene zu ertragen und zu erfüllen. Dank und Anerkennung wird Ihnen wie allen anderen Reservisten nicht zuletzt auch durch die Förderungsverordnung des Ministerrates der DDR zuteil, nach der Sie sich erkundigen.
Was also ist in ihr bestimmt?
Zunächst einmal darf Ihnen bei der Wiederaufnahme Ihrer Tätigkeit kein Nachteil in beruflicher und materieller Hinsicht entstehen. Dafür hat der Betrieb zu sorgen. Außerdem ist er verpflichtet, Sie in Ihrer Aus- und Weiterbildung zu fördern; vielfach werden dazu bereits während des aktiven Wehrdienstes entsprechende Vereinbarungen getroffen, um keinen Zeitverlust entstehen zu lassen. In § 5 (3) der Förderungsverordnung wird zudem gesagt, daß „die geleistete Dienstzeit auf die Betriebszugehörigkeit oder auf die Dauer der Tätigkeit in einem bestimmten Beruf, einer Funktion oder ähnlichem anzurechnen" ist; bei entlassenen Soldaten im Grundwehrdienst gilt dies für jenes Arbeitsrechtsverhältnis bzw. jene Tätigkeit, das bzw. die nach dem aktiven Wehrdienst fortgesetzt oder aufgenommen wird. Die Anrechnung der Dienstzeit zieht „alle materiellen oder moralischen Vergünstigungen nach sich, die an die Dauer der Betriebszugehörigkeit, der Berufsausübung oder der Funktion" gebunden sind. Beispielsweise ist dies bedeutsam, wenn jemand studieren will. So bekommt er bei mindestens fünfjähriger Berufstätigkeit (ausschließlich der Lehrzeit, aber einschließlich der Dienstzeit in unseren Streitkräften) ein Stipendium, auf welches das Einkommen seiner Eltern oder seines Ehepartners keinen Einfluß hat; wurde ihm überdies (die eben genannten Bedingungen vorausgesetzt) eine staatliche Auszeichnung oder die „Artur-Becker-Medaille" der FDJ bzw. die „Fritz-Heckert-Medaille" des FDGB verliehen, so erhält er ein monatliches Zusatzstipendium von 80 Mark.
Abschließend sei noch darauf hingewiesen, daß Sie nach § 117, Ziffer 2b, des Arbeitsgesetzbuches vom ersten Tag der Wiederaufnahme Ihrer Arbeit bis zum letzten Tag dieses Jahres Anspruch auf eine anteilige Jahresendprämie haben; dies natürlich nur, sofern in Ihrer Arbeitsstelle Jahresendprämien gezahlt werden.

★

Den Sachverhalt schildern Sie in Ihrem Brief wie folgt: es gab Kurzurlaub bis Montag zum Dienst. Das hieß entsprechend den Bedingungen auf Ihrem Schiff bis 7.45 Uhr. Jüngst kamen einige Genossen zehn Minuten zu spät. Daraufhin wurde angewiesen, daß der Kurzurlaub künftig generell montags um 6.00 Uhr ende. Da aber der letzte Nachtzug schon um 1.50 Uhr und der erste Frühzug um 6.10 Uhr ankommt, verkürzt sich der Kurzurlaub für die auf Fernverbindungen angewiesenen Genossen um nahezu sechs Stunden, wenn – infolge ungünstiger Anschlüsse – nicht um mehr.
Kurz gesagt, ich halte diese Entscheidung aus zwei Gründen nicht für richtig.
Zum einen legt die Urlaubsvorschrift eindeutig (und damit verbindlich für alle) fest, daß der Kurzurlaub bis Montag zum Dienst geht – nach der Begriffserklärung in Anlage 1 zur DV 010/0/007 also für Soldaten auf Zeit, wie Sie es ja sind, bis 30 Minuten vor dem Morgenappell bzw. vor Beginn des Stabsdienstes. Daran haben sich auch Ihre Vorgesetzten zu halten.
Zum zweiten kann ein Vergehen nur dem angelastet werden, der es begangen hat; bei Ihnen auf dem Schiff also allein jenen Genossen, die die Urlaubszeit überschritten haben. Jetzt hingegen trifft die einschränkende Weisung alle und damit auch die disziplinierten, pünktlich aus dem Kurzurlaub zurückkehrenden Genossen. Das aber ist eine falsche, weil schädliche erzieherische Praxis, die schnell korrigiert werden sollte.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Schäfer Soldat Fichtner zum Beispiel

...der seinen Schäferrücken vom vielen Stehen und vom Stützen auf den Stab hat. Er hat es nach fünf Monaten mot. Schützengruppe immer noch nicht geschafft, seine bisherigen zivilen Lebensgewohnheiten und Bedürfnisse zu konservieren und sich ganz den neuen Ansprüchen hinzugeben. Er beneidet die, die sofort einschlafen und im nächsten Moment blitzschnell auf einen Befehl reagieren können; die fähig sind, „bald Schaf, bald Hund, bald Schäfer" sein zu können. Zum Heimweh nach Dorf und Herd ist seit einer Nacht mit Friederike auch noch die Sehnsucht hinzugekommen, weil Friederike ihn wieder fortgeschickt hat.

So einfach ist das nicht mit Friederike Schanz. Wegen einer gemeinsamen Nacht hat noch lange keiner ein Recht auf sie. Ihre Wahl wird erst allmählich bewußter. Aber gerade jetzt, wo sie den einzigen Vertrauten, ihren Vater, dringend brauchte, fährt dieser zu einer großen Übung.

Für Oberst Karl Schanz ist es die erste Übung in seiner neuen Funktion in der Politischen Verwaltung des Kommandos. Seine große Beliebtheit bei den Soldaten rührt auch daher, weil ihm Schaufel und Spaten nicht fremd geworden sind in der Zeit seines dienstlichen Aufstiegs. Zu Übungsbeginn hat er sich bei seinem Divisionskommandeur, Generalmajor Konrad Werner, zu melden.

Der sinniert über das bevorstehende Zusammenspiel: „... es geht hierzulande eben nicht nur um das Militärhandwerk, sondern auch um Einsichten, Erkenntnisse und Überzeugungen. ... Offiziere, die Einheiten oder Truppenteile benutzen, um ihren militärischen Ehrgeiz zu befriedigen und auf der Stufenleiter der Dienstgrade und Würden rasch emporzusteigen, sollte man in den Kompanien noch einmal in die Lehre schicken. Die Soldaten sind nicht für die Stäbe da, sondern die Stäbe für die Soldaten."
Es sind nicht die einzigen kritischen, offenen Worte, mit sehr viel Ehrgeiz zum Verändern, in diesem Buch. Ich glaube, sie machen den Reiz aus von Walter Flegels neuem Roman „Es gibt kein Niemandsland", erschienen im Militärverlag der DDR. Eine Offizierstochter, die ihre Männer zu oft wechselt? Ein Oberst, der vor dem Bataillon versagt? Darf es das geben? Flegels stille, gut beobachtende Sprache, seine Zwischentöne, die leisen Gefühle der „Helden" – ich kann mir die heißen Diskussionen in mancher Soldatenstube oder wo auch immer gut vorstellen. Nach „Der Regimentskommandeur" und „Ein Katzensprung" ist das jedenfalls Flegels Buch mit seinen kräftigsten Aussagen über die Beziehungen zwischen unserem Volk und seiner Armee. Vielleicht habt Ihr Glück und könnt ihn schon in diesem Monat erwischen. Wenn nicht, keine Panik – für Februar ist bereits die zweite Auflage vorgesehen. AR brachte übrigens Auszüge bereits in 5/79 und 10/80.

Zum bevorstehenden 25. Jahrestag der NVA gleich noch eine Empfehlung vom selben Verlag. „Getreu dem Fahneneid" heißt ein repräsentativer Bildband, der den Soldatenalltag in all seinen Farben, also nicht nur den freundlichen, zeigt.
Auch nicht durchweg freundlich gehts zu in den Klitschen-Geschichten von Eulenspiegel-Autor Ulrich Speitel „Die Liebesschule auf unserer Klitsche". Manch einem Mitbürger mit rudimentären oder neuen kleinbürgerlichen Anschauungen und Aktivitäten wird hart die Meinung „gegeigt" – natürlich nur so hart, wie sich's durch die Blume und mit Satire machen läßt. Die 14monatige Jugendweihevorbereitung für den Sproß des Nachbarn mitzuerleben, ist schon sehr köstlich. (Daraus ist unsere Illustration.) Oder „Weihnachten auf unserer Klitsche" zu feiern, mit Schneetreiben, Gans und selbstgebackenen Pfefferkuchen, dazu einen Besuch wie Paulchen, mit Grogsucht und Fernsehzeit. Schon ist die Stimmung hin. Beim Lesen der anderen 16 Dorfstories kommt sie Euch aber garantiert wieder...

Und nun noch etwas Kriminalistisches, wozu ich die meisten von Euch wohl kaum erst in Stimmung bringen muß.

Zum Beispiel Herbert C.: Jahrgang 1925, gelernter Stahlbauschlosser, seit 1950 Angehöriger der Deutschen Volkspolizei, ver-

Die Illustration von Paul Bauer entnahmen wir den Kurzgeschichten von Ulrich Speitel „Die Liebesschule auf unserer Klitsche“, erschienen im Eulenspiegel Verlag.

heiratet, drei erwachsene Kinder, Hauptmann, Untersuchungsführer einer diensthabenden Gruppe. Hier hat er ein Sexualdelikt aufzuklären, ein junges Mädchen wurde vergewaltigt. Wie gesagt, zum Beispiel. Vier weitere könnte ich anführen. Manfred Drews als Autor im Verlag Das Neue Berlin schildert nicht vorrangig den Kriminalfall als solchen, sondern läßt den Leser dem Kriminalisten ins Handwerk gucken, sehr detailliert sogar, zeigt methodisches und taktisches Vorgehen in der modernen Kriminalistik. Von den Klischees aus Krimis, in denen Superinspektor X jeden Fall doch noch aufklärt, bleibt kein winziger Rest. Aber die Persönlichkeit des leitenden Genossen ist dennoch sehr wichtig. Fast ein Sachbuch, dazu noch spannend. Titel: „Kriminalisten im Verhör“.

Nun weiter für Plattenfans. Wenn es Euch auch so ergehen sollte, wie einem gewissen Herrn Mozart, kann ich Euch nur gratulieren. Besagter Herr verfügte nämlich über die Gabe, ein Werk fast vollständig im Kopfe zu konzipieren, ehe er an die Niederschrift ging. Die Ausarbeitung einer Komposition war für ihn also nur noch Schreibarbeit, die er aber meist ziemlich rasch erledigte. Besonders bei seiner Klaviermusik war das so. Ihre zauberhafte Frische verdankt sie daher einer Satzstruktur, die nahezu wie improvisiert wirkt. Laßt Euch also verzaubern von Mozarts Klaviersonaten D-dur KV 576, F-dur KV 547a, von seinen Variationen B-dur KV 500 und F-dur KV 613. Peter Rösels Klavierspiel wurde im Dresdner Studio Lukaskirche aufgenommen. (Eterna 827211)

Von der Dresdner Staatskapelle unter Herbert Blomstedt liegt eine jüngere Einspielung von Beethovens 4. Sinfonie B-dur op. 60 (Eterna 827158) vor. Das ist eine der ruhigsten seiner neun Sinfonien, sofern man bei Beethoven überhaupt von Ruhe sprechen kann. Sie ist geprägt von Schönheits- und Harmonieverlangen, die der große Meister aus der griechischen Antike schöpfte.

Harmonie meine ich auch, wenn ich jetzt einen großen Sprung aus der Klassik in die sogenannte leichte Musik lande. Denn um Harmonie, um saubere Töne und um stets hohe Textansprüche hat sich zum Beispiel Frank Schöbel immer bemüht, meist mit Erfolg. Amiga spielte nun mit „Frank international“ (855694) eine Platte ein, die sicher viele Freunde finden wird. Frank singt so bekannte Hits wie „Get Back“, „He Jud“, „Monday, Monday“, „Saved by The Bell“ und andere.

Daß Ihr stets alle guten und für Euch wichtigen Beispiele aufbewahrt wünscht Euch





Und immer wieder von vorn

Mühen und Erfolge einer Startrampenbesatzung aus dem Truppenteil „Bernhard Bästlein"



Im vorigen Jahr

„So, jetzt noch die Klappe zum Gasturbinenraum öffnen!" Leutnant Häusler, Kommandant der Startrampe 5254, ruft's seinen beiden anderen Besatzungsmitgliedern zu. Unteroffizier Broß, der Obermechaniker, Unteroffizier Behling, der Panzerfahrer, drehen eine Schraube nach der anderen heraus. Zwanzig sind's, bis sie endlich die Klappe abheben können. Broß blickt in die Kammer, stutzt, fährt mit dem Zeigefinger über den Boden. „Rost!" Die drei schauen sich an. „Wie kommen denn da Wassertropfen rein? Da muß doch irgendwo eine Luke nicht ganz verschlossen gewesen sein. Oder eine Dichtung hat nicht gehalten." Egal, wo die Ursachen

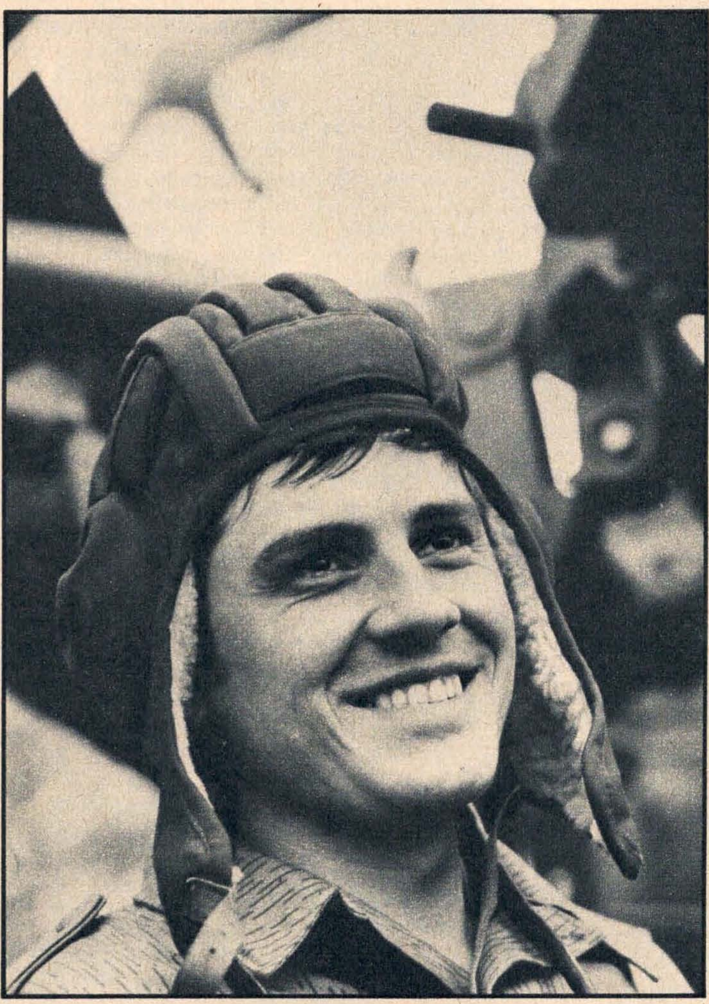
liegen, der braune Belag ist nun mal da. Er bleibt auch dem Kontrolloffizier nicht verborgen, der die heutige Umstellung der Technik auf eine neue Nutzungsperiode überprüft. „Sie streben doch den Titel ‚Station der ausgezeichneten Qualität' an, nicht wahr? Na, für dieses Ausbildungshalbjahr ist der dahin!"
Grübelnd setzt sich der Kommandant auf das Fahrzeug. So ist das nun! Da bist du als frischgebackener Offizier in die Batterie gekommen, hast die besten Absichten, einigst dich mit der Besatzung über ein gutes Wettbewerbsprogramm, und so 'ne kleine rostige Platte schmeißt dich aus dem Rennen! Formal gesehen, kann uns eigentlich keiner einen Vorwurf machen.
Laut Vorschrift braucht nämlich der Gasturbinenraum nur viermal im Jahr geöffnet zu werden. Daran haben wir uns gehalten. Offensichtlich reicht das nicht immer aus. Wir sollten öfters kontrollieren, mehr tun als schlechthin gefordert, wenn wir schon den Bestentitel anvisieren. Die drei beschließen so vorzugehen. Künftig werden sie jeden Monat die Klappe aufschrauben und nach dem Rechten sehen, werden sie mehr denn je in andere Ecken schauen, um rechtzeitig etwaige Mängel oder gar Schäden aufzuspüren. Solch eine böse Überraschung, – sie soll die einzige gewesen sein!
Aber Worte lassen sich leicht aussprechen, schwieriger wird's schon mit den Taten. Es bedarf gelegentlichen Anstoßes, zuweilen eines energischen Tons, bis dieses Mehrmachen auch jedem in Fleisch und Blut übergeht, bis jeder begreift, daß man öfters zur Drahtbürste oder zum Putzlappen greifen muß, will man Vorbildliches zeigen. Wilfried Broß meint gar manchen Abend, daß es nun genug sei mit dem Säubern. Ihm widerspricht Häusler: „Erst noch die Fahrzeugoberflächen mit Wachs einreiben, dann verlassen wir den Park!"
Das Zusammenfinden geht manchmal komische Wege. Der Obermechaniker möchte dem jungen Kommandanten auf den Zahn fühlen. Kann denn dieser Schulmensch auch das, was ich Truppenpraktiker schon im Kasten habe? Broß kehrt ab und zu den Schlauen heraus, versucht mit kleinen Tricks den Leutnant zu „testen". Aber der läßt sich nicht überrumpeln. Sein Wissen reicht aus, um früher oder später dahinterzukommen. Und der Unteroffizier spürt: Den kannst



du nicht aufs Kreuz legen, von dem kannst du noch was lernen, genauso, wie der sich nicht zu schade ist, bei dir Rat zu holen. Broß' längere Praxis und Häuslers reichere Theorie – sie ergänzen sich im Laufe der Zeit wunderbar. Neues Nachdenken gibt es nach dem Frühjahrs-Feldlager. Bei einem Wettkampf wird eine Startrampe als nicht einsatzbereit eingeschätzt, ein Wert im Rechengerät stimmt nicht. Ein Wartungsmangel. Der Kommandant hatte nach dem Marsch ins Lager vergessen, das Gerät zu überprüfen. Dieser Vorgang beschäftigt die drei sehr – denn das passierte mit ihrer Rampe! Jedoch: Leutnant Häusler war in Urlaub, es führte ein anderer Kommandant, und einzig und allein dieser ist verantwortlich für das Rechengerät. Kein Vorwurf also



Leutnant Häusler



der normalen Besatzung. Wirklich nicht? Die drei denken anders. Sie fühlen sich irgendwie schuldig. Ein Fehler auf der 5254! Ihre Maschine! Wenn so etwas noch einmal vorkommen würde!
Sie ziehen richtige Lehren aus dem Einbruch des anderen Kommandanten: Sich noch intensiver mit der Theorie zu beschäftigen. „Statt nur nach dem Gedächtnis wie bisher, werden wir verstärkt die Bücher zu Rate ziehen." Bei jeder Wartung tüfteln sie, vergleichen mit dem Gedruckten. Gehen den Dingen auf den Grund, beherrschen die Anlagen zusehends besser. Da sowohl deren Werte als auch die moralischen Werte der drei stimmen, hat der Batteriechef nichts dagegen, sie zum Abschluß des Halbjahres als „Beste Besatzung" vorzuschlagen.
Eine neue Wettbewerbsperiode bricht an. Wiederum stellen die Genossen Häusler, Broß und Behling sich das Ziel, Beste sowie „Station der ausgezeichneten Qualität" zu werden. „Zu dumm, wenn es nicht klappen sollte. Jetzt, wo wir uns besser kennen, uns zusammengerauft haben. Und Erfahrungen sammeln konnten." Einer ihrer Schwerpunkte: Gegenseitige Ersetzbarkeit, perfektes Meistern des Gefechtsdienstes. Im Ausbildungsgelände üben sie immer wieder das Be- und Entladen mit Fla-Raketen, kontrollieren sie ständig die einwandfreie Arbeit der elektrischen und elektronischen Geräte: des Rechners, der Apparatur der Vorstartvorbereitung, -kontrolle und des Raketenstarts, der Richtantriebe, des Horizontierungsgerätes... „Das Herz unserer Rampe muß tadellos sein", meinen sie. Beim Beziehen der Startstellungen, dem Entfalten, dem Herstellen der Gefechtslage, dem Zusammenwirken mit der Leitstation – stets erfüllen sie die Normen.
Sie hat sich gut gemausert, die Besatzung der 5254. Die drei sind ein Kollektiv geworden, das harmonisch zusammenarbeitet, wo sich einer auf den anderen verlassen kann, jeder von jedem eine hohe Meinung hat. „Den Broß, den kann keiner in die Pfanne hauen", urteilt der Leutnant über den Obermechaniker. „Und Behling fährt

einfach wunderbar." Über ihren Kommandanten meinen die Unteroffiziere: „Ruhig und sachlich. Da macht's Spaß."
Im Sommer haben sie eine große Bewährungsprobe zu bestehen. Eine mehrtägige Übung steht ins Haus. Mit Alarm, Landmarsch, Eisenbahnmarsch, Gefechtsdienst, Stellungswechsel auf Stellungswechsel. Und wenn sie noch so müde sind, in den Pausen wird erst ihre Rampe gepflegt, ehe sie an sich selber denken. Mit der Note „Eins" kehren sie in die Kaserne zurück. Und nicht nur sie. Auch ihre 5. Batterie – bei einigen zuweilen als „Gammelbatterie" verschrien – kann den ausgestreckten Daumen hochhalten. Ergebnisse beharrlichen Lernens und soliden Könnens. Und so ist es kein Wunder, daß die Besatzung wiederum als Beste geehrt und ihre Rampe erstmals als Qualitätsfahrzeug gekennzeichnet wird.
Nicht weniger freuen sich die drei aber über eine andere Auszeichnung: Sie dürfen an der Parade zum 30. Nationalfeiertag der Republik teilnehmen! Nur sieben Rampen fahren nach Berlin, 5254 ist dabei. In den Vorbereitungstagen wird die Besatzung dort drei-, viermal Tagesbester, erringt sie Spitzenpositionen. Stolz rollen sie als Richtungsfahrzeug der zweiten Reihe die Karl-Marx-Allee entlang. „Das war ein schöner Abschluß unserer Truppe", schwärmen sie, denn nun heißt es Abschied nehmen. Unteroffizier Broß hat seine drei Jahre herum, geht in die Reserve. Unteroffizier Behling wird zu einer anderen Rampe versetzt.

In diesem Jahr

Leutnant Häusler erhält zwei Neue, die Unteroffiziere Ebeling und Piehl. Wiederum heißt es für den Kommandanten, von vorn zu beginnen, ein Kollektiv zu formen. Er stellt gleich die Weichen: den Bestentitel! Die beiden anderen versprechen, mitzuziehen. „Meine Diesellok hatte ich draußen in Ordnung gehalten. Klar, daß ich's mit der Rampe auch so halte", sagt Ebeling, der Panzerfahrer. „Ich habe Schwierigkeiten im Theoretischen. Aber wenn mir geholfen wird. . ." So Piehl, der Obermechaniker. Keine Frage für den



Kommandanten. Die Besatzung kommt in den ersten Wochen gut voran, erfüllt die Normen, besteht im Gefechtsdienst. Leutnant Häusler läßt die beiden zusehends allein arbeiten. Sie sollen selbständiger werden, so, wie er es in der alten Besatzung gewöhnt war und gut damit fuhr.
Jedoch, Genosse Ebeling scheint das mißzuverstehen. Selbstbewußtsein, das von ihm erwartet wird, schlägt sich nach und nach in Selbstherrlichkeit um. „Was, die Kabelrolle soll ich ausspulen? Das ist doch deine Arbeit und nicht meine!" herrscht er Piehl an. Häusler merkt die zunehmende Großmäuligkeit seines Fahrers, seine Sturheit, anderen zu helfen. Sieht



Unteroffizier Broß



aber großzügig über manche seiner Ungereimtheiten hinweg. Er meint, das im Laufe der Zeit schon alles wieder geradebiegen zu können – bis er eines Tages auf die Nase fällt.

Rampe 5254 steht vor der Überprüfung. „Haben Sie den Ölstand nochmal gemessen?" fragt der Offizier. „Jaja", antwortet Ebeling. „Fehlen nur zwei Liter." Na, das geht ja, überschlägt Häusler, das liegt in der zugelassenen Toleranz, brauchst also nicht nachzuprüfen. Der Kontrolloffizier schaut sich aufmerksam den Motor an, mißt die Ölmenge. Ein minus von 17 Litern! Leutnant Häusler verschlägt's die Sprache. Er ist enttäuscht von seinem Fahrer. Enttäuscht auch deshalb, weil Ebeling gleich ihm Mitglied der SED ist und er meinte, einen Gleichgesinnten neben sich zu haben, auf den man bauen könne. Wie oft haben wir uns schon mit Ebeling ausgesprochen, seufzt Häusler. Aber offensichtlich hat der Junge noch nicht voll erfaßt, was es bedeutet, als Kommunist jederzeit Vorbild zu sein. Sei wie es sei, als Kollektiv haben sie nicht bestanden, sind sie moralisch nicht gefestigt. So ist an den Bestentitel überhaupt nicht zu denken. Ralf Häusler macht sich Vorwürfe: „Mit dem Ebeling hätte ich das auch schaffen müssen. Hätte ich bloß nicht so oft ein Auge zugedrückt!" Und er denkt weiter: „Noch mal passiert mir das nicht! Von wegen: ‚Das kann ich nicht!' oder ‚Das ist nicht meine Aufgabe!' Dann wird so lange gelernt, bis es sitzt!"

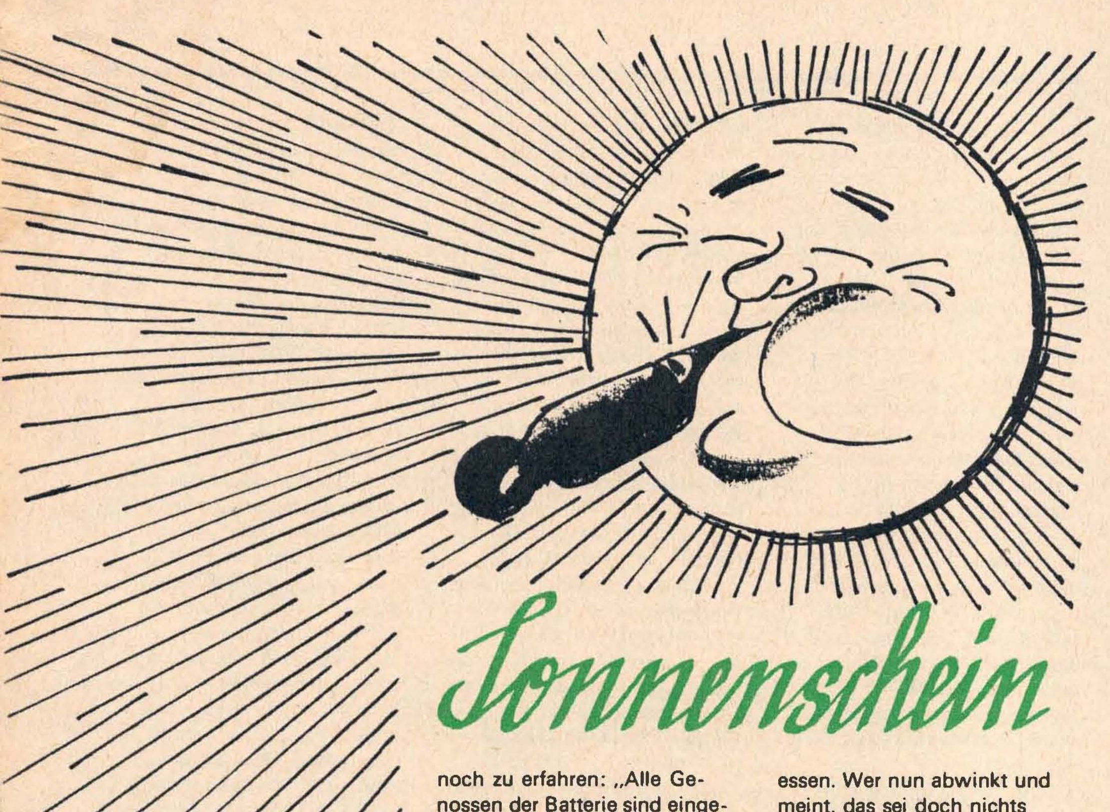
Erfahrungen eines Leiters. Er will sie in der neuen Wettbewerbsetappe nutzen, energischer auftreten, sich mehr um die beiden bemühen. Aber seine Vorhaben muß er bald anders präzisieren – wenngleich er bei seinen Grundsätzen bleibt –, denn Unteroffizier Ebeling wird in eine andere Besatzung versetzt, seine Stelle nimmt erneut Unteroffizier Behling ein. Im letzten Ausbildungshalbjahr dieses Jahres geht's in der 5254 wieder von vorn los, strebt die Rampenbesatzung nach Wettbewerbssiegen. Und wie die Dinge beim Schreiben dieser Zeilen stehen, liegt sie gut im Rennen.

Oberstleutnant Horst Spickereit
Fotos: Manfred Uhlenhut



Wochenend und

Sonnabendnachmittag. Einer der wenigen Sonnentage im Juli. Mehrere Soldaten und Unteroffiziere streben dem Kasernentor des Artur-Ladwig-Regiments zu, weisen froh Ausgangskarte oder Urlaubsschein vor, können passieren.
Die meisten jedoch müssen in der Kaserne verbleiben, um, sollte es notwendig sein, auf die Schützenpanzerwagen, Panzer und Transportfahrzeuge zu springen. Und dies in einer sehr kurzen Zeit. Trainiert wurde das schon oft. Die Noten dafür waren nicht schlecht.
Auch was im Übungsgelände und auf dem Schießplatz von den Genossen des Truppenteils bisher geboten wurde, verdient Lob. Würde man darüber eine Denkschrift verfassen, dann müßte darin auch noch vermerkt werden, daß die Bewegung „Treffen mit dem ersten Schuß" bisher keine schlechten Resultate brachte. Dies vorweg, damit jeder erkennen mag, daß die „Ladwigs" verläßliche Männer sind. Wer nun so viel Gutes tut, der möchte sicher auch mal alle fünfe gerade sein lassen, sich aufs Bett knallen, ausruhen. Zum Beispiel an solch einem Nachmittag wie heute. Oder auch nicht?
In der Granatwerferbatterie von Hauptmann Harald Merboth jedenfalls liegt keiner auf dem Bett, dafür mancher in der Sprunggrube des Sportplatzes. Die Granatwerferleute haben ihr halbjähriges Sportfest. Alle machen mit. Da werden bei drückender Sommerhitze die Ausdauer im 1 000- und 3 000-m-Lauf getestet, die Sprungkraft im Weit- und Dreisprung geschult, die Kugel gestoßen und der Diskus geschleudert, Staffelwettbewerbe mit großem Hallo bestanden und Volleyball gepritscht. Weder Befehl noch sanfter Druck treibt die Genossen. Keiner will sich nachsagen lassen, er sei eine Schlafmütze, da doch der Batteriechef als einer der ersten die Uniform mit dem gelb-roten Sportzeug vertauschte die Laufstrecken anging und keine der weiteren Disziplinen ausließ. Sein Diskus fliegt weit – an diesem Sonnabend die drittbeste Leistung auf dem weichen Sand der Wurfanlage.
Der breitschultrige, konzentriert wirkende Hauptmann will, daß seine Soldaten die dienstfreie Zeit – ein kostbares Gut – mit Kultur und Sport bereichern. „Freizeitgestaltung auf Befehl lehne ich ab. Ich möchte lieber zehn Interessierte an meiner Seite wissen als fünfzig Befohlene." Sportliches reizt diesen Kommandeur besonders. Der 38jährige kann auch etwas vorlegen: 40 bis 45 Liegestütze, 18 Klimmzüge, erfüllte Kletternorm am Tau. „In meinem Alter brauchte ich nicht mehr über die Sturmbahn zu gehen. Ich tue es dennoch, zeige meinen Genossen, mit welcher Technik beste Zeiten zu schaffen und



Sonnenschein

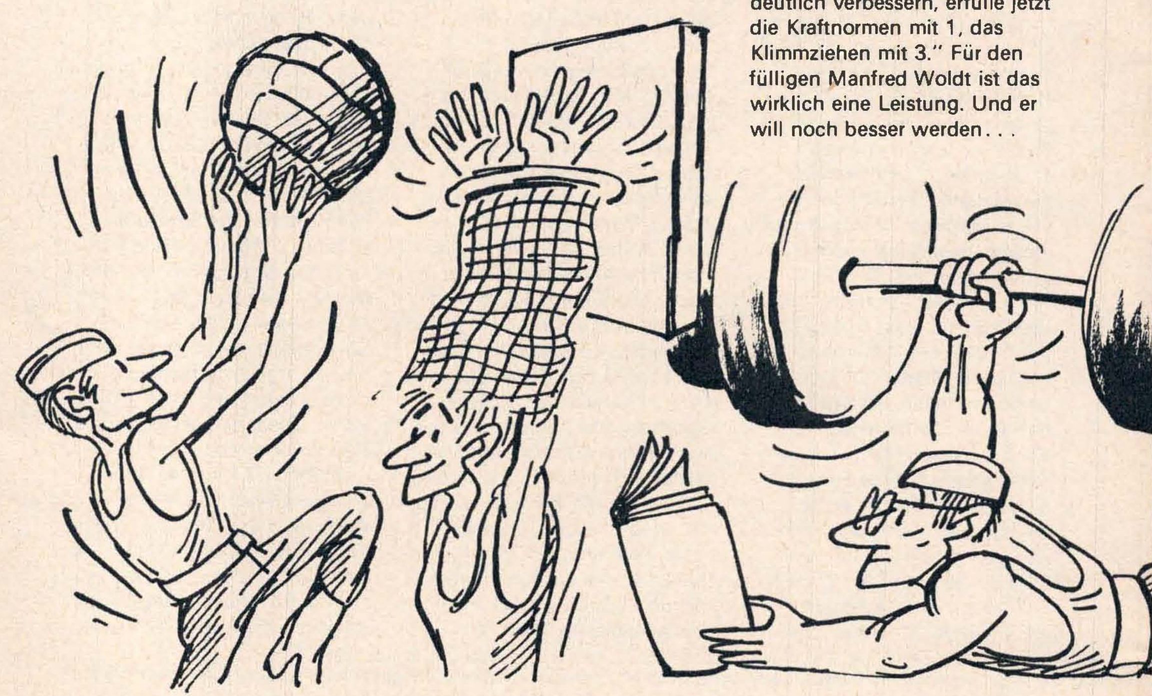
Kräfte zu sparen sind. Ebenso halte ich es mit dem Härtetest. Da marschiere ich an der Spitze, gebe das Tempo an." Auf dem Klubplan der Batterie ist für morgen zehn Uhr eine Buchbesprechung geplant: Bodo Uhse, „Die Patrioten". Hauptmann Merboth gesteht etwas verlegen, daß die Kultur diesmal dem Sport weichen müsse, denn das Sportfest werde morgen vormittag fortgesetzt, um mit allen Disziplinen durchzukommen. Er meint, man dürfe nichts halb machen. Gefreiter Wettin, ein Mitglied des Klubrates, hatte sich auf die Buchbesprechung vorbereitet. Dieser blonde Hallenser erfreut sich offenbar vieler Sympathien. Denn wer kann von sich schon behaupten: „Manch einer unserer Genossen las mir zuliebe hier sein erstes Buch." Und auch dies ist noch zu erfahren: „Alle Genossen der Batterie sind eingeschriebene Leser der Truppenbibliothek."

Buchlesung. Wie bereitet der Klubrat solch eine Stunde vor? Kommen die Interessenten von allein, und in Scharen? Gefreiter Wettin: „Schön wär's. Man muß schon etwas nachhelfen." Wie denn? „Mit ein paar Getreuen werbe ich in den Stuben für unsere Veranstaltung. Die meisten sind dann anschließend angenehm überrascht. Manch einer findet es auch langweilig. Zwanzig Genossen ungefähr sind immer dabei." Batteriechef und Klubrat sind sich einig; nichts soll gegängelt, die geplanten Freizeitstunden aber sollen gut vorbereitet werden. Und dieses Sportfest, das nun morgen seinen Abschluß findet, wird vielleicht ein bißchen in Erinnerung bleiben. Durch Urkunden selbstverständlich. Aber wohl vielmehr, weil draußen auf grünem Rasen Tische weiß eingedeckt wurden, um unter blauem Himmel gemeinsam Mittag zu essen. Wer nun abwinkt und meint, das sei doch nichts besonderes, der irrt eben.

Wochenende im Truppenteil ist natürlich nicht nur für die Granatwerferbatterie. Ein Haus weiter wohnen die Panzerleute, deren Bataillonskommandeur Major Danneberg ist.

In dieser Einheit gibt es an den Wochenenden einen „diensthabenden Klubratsvorsitzenden". Heute ist es Unteroffizier Maatz von der zweiten Kompanie, ein Panzerfahrer. Nun könnte sofort der Einwand kommen: Diensthabende gibt es in den Streitkräften wahrlich genug – nun auch noch einen für die Belange der Freizeit? So verbissen sehen es die Genossen in diesem Bataillon nicht. Kommandeur und FDJ-Leitung berieten mehrfach über Formen und Möglichkeiten, dienstfreie Zeit an den Sonn- und Feiertagen zu gestalten. Auch für Major Danneberg sind Kultur und Sport durchaus keine „Planziffern", die man so am Rande berücksichtigt. Allerdings ist der Major etwas skep-

tisch, wenn es um die Verantwortlichkeit geht: „An jeder Kultur- oder Sportmaßnahme ‚hängt' ein Offizier oder mindestens ein Berufsunteroffizier. Diese Genossen haben Familie und ebenfalls Anspruch auf dienstfreie Zeit, denn im Dienst sind sie bekanntlich mehr belastet als die Soldaten." Dem ist nicht zu widersprechen. Im Gegenteil. Wohl dem, der es versteht, ohne großen Aufwand die Wochenenden zu kleinen Erlebnissen für die kasernierten Soldaten zu gestalten. Nirgendwo wird verlangt, daß immer ein Offizier mitmischt. Seine Hilfe wird aber gewiß oft für die Vorbereitung nötig sein, sind doch die Klubräte keine ausgebildeten Kulturexperten.
Aber dies ist ein weites Feld. Major Danneberg hält es jedenfalls noch so, daß sich ein Offizier um die Freizeit kümmert und Hilfestellung gibt, wo es nottut. Vorläufig sieht er nach bisherigen Erfahrungen keinen anderen Weg. Aber eines hat sich bewährt: Für die Wochenend-Freizeitgestaltung im Bataillon ist immer im Wechsel eine Kompanie verantwortlich. Diesmal ist es die zweite. Und so kommt es, daß Unteroffizier Maatz die Fäden in der Hand hält. Heute ist ein Schachturnier, morgen können die Skatbrüder ihr Blatt ausreizen. Außerdem wird am Sonntag der beste KK-Schütze ermittelt.
Was muß man als Klubrat besonders berücksichtigen? „Die Bedingungen des Dienstes beispielsweise. Und die Vielfalt der Interessen unserer Genossen", meint der Klubratsvorsitzende. „Für Montag zum Beispiel steht ein Dia-Tonvortrag auf dem Plan. Es wäre unsinnig, wenn die Truppe gerade müde aus dem Gelände käme. Da interessiert nämlich die Kämpfer ‚Die Krise der Kultur im Imperialismus' erst einmal nicht. Ihr Sinn steht dann mehr nach Ausruhen. Dies muß der Klubrat beachten. Und man sollte eben auch berücksichtigen, daß nicht jeder Erbauung findet an einem Schallplatten-Nachmittag bei Georg Friedrich Händel." Nun ja, dies sind keine neuen Erkenntnisse. Leider scheinen aber noch nicht alle Vorgesetzten und FDJ-Leitungen zu ihnen vorgedrungen zu sein. Das geht aus der Leserpost der „Armee-Rundschau" hervor. Hier, bei den „Ladwigs", ist das kein Diskussionspunkt. Wie ist es nun um die Bedürfnisse bestellt? Was ist möglich, was nicht? Wo sind noch Stolperdrähte? Der 26jährige Soldat Manfred Woldt, ein lebenserfahrener Mann, meint dazu: „Manche Genossen glauben, Freizeitgestaltung erschöpfe sich in Ausgang, Vergnügen und Schlaf. Dabei gäbe es hier im Regiment viele Möglichkeiten, sich zu unterhalten und weiterzubilden. Ich verbringe einen großen Teil meiner Freizeit auf unserem Sportboden, beim Kraftsport mit Unteroffizier Borsdorf." Soldat Woldt gehörte einst zu den körperlich Leistungsschwachen der Granatwerferbatterie. „Durch das Freizeittraining konnte ich mich deutlich verbessern, erfülle jetzt die Kraftnormen mit 1, das Klimmziehen mit 3." Für den fülligen Manfred Woldt ist das wirklich eine Leistung. Und er will noch besser werden...



Unteroffizier Borsdorf ist sein Übungsleiter und ein Sportsmann durch und durch, der seine freien Stunden vornehmlich dem Muskeltraining widmet, aber auch ebenso gern den Bleistift in die Hand nimmt und Fotos abzeichnet. Ob er sich denn nicht auch mal am lebenden Modell versuchen möchte? Oh nein – das könne er nicht. Und schließlich sei ihm sein Sportboden näher als der Zeichenzirkel des Regiments.
Für den Sport nur selten zu gewinnen ist Soldat Torsten Nagorsen. Er liebt spannende Fernsehfilme, sammelt leidenschaftlich DDR-Briefmarken und Ansichtskarten. Sie haben für ihn zeitgeschichtlichen Wert. Wenn das der Klubrat wüßte... Fest steht, für Soldat Nagorsen gibt es keine Langeweile. Auch nicht für den Soldaten Wolfram Arndt, der gern schläft nach angestrengter Ausbildung. „Abruhen – das muß sein", verlangt er. Danach ein paar Briefe schreiben und, wenn's hochkommt, „spiele ich auch ein bißchen Volleyball mit." So manches aus dem Freizeit-Sportangebot läßt er sausen. Obwohl er es gebrauchen könnte, denn „ich renne ein paar Meter, und schon bin ich fertig." Für einen Granatwerfer-Kanonier ist das bedenklich. Und Unterfeldwebel Uhlemann, der rührige „Sportchef" der Batterie, wird sich darüber so seine Gedanken machen...
In einer Tischrunde sitzt auch der Sportgruppenorganisator der zweiten Panzerkompanie, Unteroffizier Andreas Gerhard. Er beklagt, daß die Genossen zu wenig Anregungen und Vorschläge abgäben, zu wenig Initiative aufbrächten. Also warten sie, daß ihnen die ASV- und FDJ-Funktionäre alles mundgerecht servieren? Nein, so sei das nicht zu verstehen, protestiert Gefreiter Helmut Holland. Sie wären alle aktiver, wenn nur die gewählten Verantwortlichen häufiger den „Weg nach unten" finden, nach echten Bedürfnissen forschen und mehr Genossen zum Mitmachen bewegen würden. Gefreiter Karlheinz Kirchner, ein Richtschütze, widmet an jedem Wochende ungefähr zwei Stunden dem Kraftsport. Aber allein. Und dann verglich er das Freizeitangebot seiner Kompanie mit jenem der Granatwerferbatterie: „Die machen mehr. Abends Waldlauf, je Halbjahr ein Sportfest. Gab es das schon mal bei uns? Bei uns gibt es auch keinen Kampf um den ‚Meister der Norm', aber bei den Granatwerfern. Und wir haben eben auch Wochenenden, an denen wir uns langweilen."
Wünsche, Forderungen, Hoffnungen werden immer Antriebe für Klubräte, Sportorganisatoren und Vorgesetzte sein. Vor allem aber der Gedanke, daß die dienstfreie Zeit in der Kaserne eine Größe ist, die durchaus Kampfkraft und Leistungsbereitschaft beeinflußt. Dessen ist sich auch der Kommandeur des Truppenteils bewußt. Seine Devise: Den Freizeitbereich besonders am Wochenende noch besser packen, ihn klüger planen und organisieren, weniger aufwendig mehr erreichen! Damit bei den „Ladwigs" jedes Wochenende ein sonniges sei...

W. M./H. S.



Illustrationen: Gösta Lerch



Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Vignetten: Klaus Arndt

Gehäutet

Solche Geschichten wie „Heimkehr" (AR 6/80), die der Soldat Roger Ulbricht geschrieben hat, gehen einem so richtig unter die Haut. Ein dickes Lob für ihn.
Ilona K., Kambs

AR-MARKT

Biete AR-Typenblätter 1976 bis 1980 und WT-Lexikon 1977 bis 1979 zum Tausch gegen Briefmarken, nur Ausland: S. Ehle, 1821 Borkheide, Ahornweg – Suche O. Groehler „Krieg im Westen", „Geschichte des zweiten Weltkrieges" (12 Bände) Band 1 und 2, Marinekalender 1965 bis 1975, G. Hass „Von München bis Pearl Harbor", „Sowjetische Militärenzyklopädie" (Auswahl) Heft 1: J. Jacob, 9200 Freiberg, Waisenhausstr. 4 – Suche „Letectvi a kosmonautika" Nr. 22, Jahrgang 1974: U. Lüttge – Suche AR seit Bestehen bis 1977: P. Schreiber, 55 Nordhausen, Joh. Kleinspeln Str. 19a – Suche AR-Typenblätter und Poster bis 1977 sowie Zeitschriften über die Seestreitkräfte: T. Pragst, 2553 Graal-Müritz, Rostockerstr. 14 – Suche „Geschichte des Luftkrieges" und „Historische Flugzeuge" Band 1 und 2: G. Breetz, 2084 Below, Neustr. – Biete Fliegerkalender 1970 und 1980 sowie Motorkalender 1970, suche AR 9 und 12/79, Motor- und Fliegerkalender vor 1965, Fliegerkalender 1979 und elektronische Jahrbücher vor 1972: J. Laase, 422 Leuna, Webergasse 6 – Suche „Fliegerrevue" 1–12/70, 1, 2/76 und 7/77: St. Eichenberg, 5700 Mühlhausen, Grüne Pforte 76 – Biete Motorkalender 1970, 71, 73–78, 80 und Fliegerkalender 1971, suche Fliegerkalender vor 1965 sowie von 1966, 67, 73, 76 und alle Literatur über Flugzeuge: R. Voigt, 5101 Bußleben, Dorfstr. 81a

Für Geschichtsfans

Ich suche Literatur über den Seekrieg im Fernen Osten. Könnt Ihr mir ein paar Hinweise geben?
Jörg Bürger, Berlin

Kautz: „Midway – Legende und Wahrheit" (Deutscher Marinekalender 1966); Kautz: „Die See-Luft-Schlacht bei Leyte" (Deutscher Marinekalender 1970); Kautz: „Die See-Luft-Schlacht bei Leyte – letzte Schlacht der schweren Überwasserkräfte" (Marinewesen 3 und 4/1968). In größeren Bibliotheken kann man die Publikationen einsehen oder gar ausleihen.

„Verwand(t)lungen"

In der Juli-AR hat mir am besten die Kurzgeschichte (S. 34) gefallen. Wer hätte gedacht, daß der Kerl Brittas Bruder ist!
Diana Voigtländer, Burkersdorf

Überschall

Wie schnell fliegt ein Überschallflugzeug?
Sven Kowalewski, Magdeburg

Sie meinen sicher: Was ist Überschallgeschwindigkeit? Sie ist abhängig von der Höhe. Bei 1 km Höhe z. B. beträgt sie 1214,1 kmh. Ab 11 km Höhe bleibt die Schallgeschwindigkeit konstant 1064,7 kmh.

Reisezeit

Bei Urlaubsfahrten bin ich etliche Stunden unterwegs. Kann ich dafür zusätzliche Reisezeit bekommen?
Soldat Manfred Werner

Nein, da es nach der Urlaubsordnung der NVA – DV 010/0/007 – für Soldaten im Grundwehrdienst keine Reisezeit gibt.

Mitteilung ans WKK – Warum, was, wann, wie?

Ich bin Gefreiter der Reserve. Muß ich alle persönlichen Veränderungen wie Umzug oder ähnliches dem Wehrkreiskommando melden?
Jörg Meyer, Rostock

Die Mitteilungspflicht über Veränderungen zur Person gilt für alle Wehrpflichtigen vom Zeitpunkt der öffentlichen Bekanntmachung über die Musterung ihres Geburtsjahrganges oder dem Erhalt einer persönlichen Aufforderung zur Musterung bis zum Ablauf des wehrpflichtigen Alters. Sie trifft also auch für Reservisten zu. Unverzüglich mitteilungspflichtig sind Änderungen des Wohnsitzes, die Absicht, den Aufenthaltsort für länger als zwei Monate zu wechseln bzw. ins Ausland zu reisen, Veränderungen des Namens, des Familienstandes, der Arbeitsstelle, des Berufes, der Ausbildung oder ärztlich festgestellte schwere körperliche Leiden und andere gesundheitliche Beeinträchtigungen.


MiG-Schwenkflügler

Gruß aus Havanna

Seit einigen Monaten erhalte ich regelmäßig NBI, AR und Weltbühne. Die drei Publikationen sind hervorragend. In der AR habe ich interessante Beiträge gelesen, die meine Kenntnisse über die DDR erweitert haben, besonders weil ich vorher nicht viel über Euer Armeeleben wußte. Zum Beispiel veröffentlichtet Ihr einen Brief einer jungen Frau. Ihr Mann sollte „zur Fahne" gehen an dem Tag, als das dritte Kind geboren wurde. Niemand half ihr beim Haushalt usw. In den folgenden Exemplaren hat man viel über die Fragen geschrieben. Es war wirklich sehr gut. Ein anderes Beispiel war über die Liebe. Es wurde berichtet, was viele Armeeangehörigen von dem ersten Treffen mit einem Mädchen erwarten, was sie verlangen usw. Dazu hat die AR auch ein hervorragendes Kreuzworträtsel, das ich immer zu lösen versuche.
Bertha Recio, Havanna, Kuba

Wer weiß Antwort?

...fragte Hauptmann d. R. Horst-Ralph Neye aus Bestensee die AR-Leser im Juli. In einer Zeitungsanzeige hatte ihn irritiert, daß jemand ein MKE-Schlafzimmer verkaufen wollte. Was verbirgt sich hinter der ominösen Abkürzung? Kann man darin etwa den Achtertest vorbereiten?

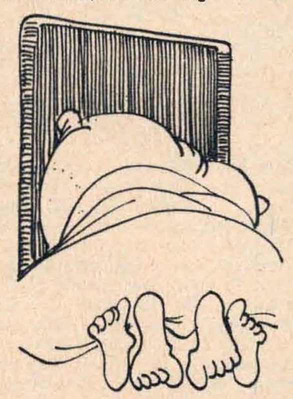
Der Genosse Hauptmann hat sich sicher in den letzten 15 Jahren keine Möbel gekauft oder in keinem Möbelfachgeschäft umgesehen. Ein Blick in die neueste Ausgabe von Meyers Lexikon hätte auch geholfen. MKE heißt Möbelkombinat Eisenberg, einer der größten Möbelhersteller in der DDR. Einen Industrieladen gibt es in der Berliner

Schönhauser Allee. Der Betrieb ist mit 80% am Export in die SU beteiligt.
Unteroffizier d. R. Klaus Wolf, Eisenberg

Früher sagte man: Fremdwörter sind Glücksache. Mehr und mehr gilt dieses Sprichwort auch für Abkürzungen, zumal viele auch eine doppelte Bedeutung haben können, wie das Beispiel zeigt.
Oberleutnant d. R. Peter Besser, Dresden

Natürlich hat ein MKE-Schlafzimmer im weitesten Sinne etwas mit einem sportlichen Ausgleich zu tun. Auch der Achtertest ist mit optimalen Bedingungen darin möglich. Um aber den Genossen sachkundig zu machen, sollte er wissen, daß der genannte Typ im Rahmen des Wohn- und Schlafzimmerprogrammes im Betriebsteil Friedrichroda bis 1978 produziert wurde. Nun schlafen sie süß und Sport frei!
Eveline Hahn, Berlin

Es handelt sich garantiert um ein Produkt des Möbelkombinates Eisenberg. Für welche Disziplinen der Körperertüchtigung es geeignet ist, wird in Schweigen gehüllt. Ich bin von Beruf Möbelwerker, und zwar im Möbelkombinat Zeulenroda – „Zeu-Trie". Noch ein Tip vom Fachmann: MKE-Schlafzimmer sind sehr empfehlenswert.
Udo Omnus, Oranienburg



An Soldatenfrauen

Seit Mai ist auch mein Mann Soldat. Durch die AR erfährt man etwas von seinem jetzigen Leben und kann sich vieles besser vorstellen. Mich hat besonders die Leserdiskussion „Hilfe! – Keine Hilfe?" interessiert. Ich habe eine zweijährige Tochter und keinen Krippenplatz, so daß ich den ganzen Tag zu Hause bin. Darum würde ich mich freuen, wenn ich mal Post von einer anderen Soldatenfrau bekommen würde.
Gabi Reichert, 4370 Köthen, Fr.-Engels-Str. 75

Für ASK-Fans

Ich hätte gern die Autogrammanschriften von verschiedenen ASK-Sportlern, wie Udo Beyer, Uwe Potteck u. a.
Volkmar Surek, Mücka

ASK Vorwärts Potsdam, 15 Potsdam, PF 69937
ASK Vorwärts Frankfurt (Oder) 12 Frankfurt (Oder), PF 69949

Nur wenige

Könntet Ihr mitteilen, wo die Offiziere der Fallschirmjägertruppen ausgebildet werden?
Jörg Wetzel, Hartmannsdorf

Sie gehen aus der Fachrichtung mot. Schützen der Offiziershochschule der Landstreitkräfte hervor.



Ein Weihnachtsmann-postsäckl

...und noch manchen anderen Spaß enthält das Mini-Magazin des Dezemberheftes. In der AR-Waffensammlung stellen wir Schwimmpanzer vor; mit einem großen Farb-Beitrag berichten wir über das Manöver „Waffenbrüderschaft 80". AR-Reporter besuchten ein Sanitätsbataillon der NVA, die ASK-Langläuferin Carola Anding, einen „Grenzer im Rathaus", ein Waffenbrüderschaftstreffen von Soldaten der NVA und der Sowjetarmee sowie „Die schöne Jelena" aus Liberec in der ČSSR. Außerdem informieren wir über die Streitkräfte Indonesiens und den US-amerikanischen Militärstützpunkt Guantanamo auf Kuba. Das Rücktitelbild zeigt die Schauspielerin Marijam Agischewa.



Den Schüler

...der Offiziershochschule Löbau, der mit mir am Sonntag, den 29. Juni 1980 im Zug von Bischofswerda bis Bautzen fuhr, suche ich ganz dringend:
Roswitha Buhrau, BBS des VEB LIW Dresden, 86 Bautzen, B.-Bierut-Str. 77, 12 A 2

„Grünröcke der Armee"

Würden Sie mal den Begriff Militärforstwirtschaft erklären? Ich las ihn vor kurzem in einer Zeitschrift.
Gefreiter d. R. Ralf Winth, Hoyerswerda

Militärforstbetriebe sind Betriebe der NVA. Sie suchen Forstflächen für Übungs- und Schießplätze, für Fahrschulstrecken und Kasernenneubauten aus und gestalten sie, hegen und pflegen Wälder, ernten das Holz, forsten wieder auf, bekämpfen Forstschädlinge, achten auf Brände und unterstützen so die militärische Ausbildung, gewährleisten sie oft erst. AR berichtete über sie bereits im Mai 1977.



Ich bin Lehrerin

...für Mathematik und Physik und konnte schon viele AR-Beiträge für meinen Unterricht verwenden. Natürlich bin ich auch sehr an den technischen Details interessiert. So sammle ich z. B. die Typenblätter und setzte sie an geeigneten Stellen im Unterricht ein. Meine Schüler kommen jetzt in die 9. Klasse und bald werden sie auch vor solchen Problemen stehen, wie sie in der AR oft diskutiert werden, z. B. die Entscheidung Liebe oder Beruf. Bei meinem jüngsten Gespräch mit den Mädchen kamen schon sehr gegensätzliche Meinungen zum Ausdruck. Hierbei spielt auch die Einstellung zu unserem Staat eine große Rolle. Die Vorteile unserer Gesellschaft nimmt jeder wahr, ist es da nicht auch recht und billig, persönlich etwas zurückzustecken?
Heidi Schmidt, Gera-Langenberg

Physische Ausbildung

Ich bin gemustert und werde wahrscheinlich im Frühjahr 1981 eingezogen. Darum interessiere ich mich für alles, was mit dem Wehrdienst zusammenhängt. Nun würde ich gern wissen, wie man den Begriff physische Ausbildung erklären könnte.
Klaus Hermann, Potsdam

Die physische Ausbildung ist der Prozeß der körperlichen Ertüchtigung der Armeeangehörigen. Sie umfaßt das Ausdauer- und Krafttraining, die Schwimmausbildung, den Härtekomplex, die Nahkampf- und Sturmbahnausbildung, den Handgranatenwurf und ein waffengattungsspezifisches physisches Training.

Im Juli-Heft

. . . gefiel uns am besten „Ich möchte Jagdflieger werden". Wir interessieren uns zwar auch für das Fliegen, hatten aber leider noch nie die Möglichkeit, gen Himmel zu sausen. Mit der Gruppe „Kreis" auf dem Rücktitel habt Ihr aber daneben gegriffen. Gefällt Euch das etwa?
Heike Töllner und Silke Rathsack, Rostock

Ich bin 16 Jahre alt, habe die 9. Klasse mit 1,4 Zensurendurchschnitt abgeschlossen, und möchte Jagdflieger der NVA werden. Deshalb gefiel mit „Ich möchte Jagdflieger werden" besonders gut. Aber kann ich mit plombierten Zähnen mein Berufsziel verwirklichen?
Jan Hrdlika, Görlitz



Das zu entscheiden obliegt einzig und allein der Untersuchungskommission im Institut für Luftfahrtmedizin Königsbrück.

Hilfe nutzen

Als mein Mann bei der Armee war, habe ich eine schwere Zeit durchzustehen gehabt und mit meinem Mann einiges durchgemacht in punkto Treue. Aber ich kann nur jeder Frau, der es ähnlich ergeht, raten, sich vertrauensvoll an die Vorgesetzten des Mannes zu wenden. Ich habe dort zu jeder Zeit Unterstützung und Hilfe erfahren.
Ingrid M., Großröhrsdorf

Chronik-Serie

Die Chronik über die Polnische Armee im Juli-Heft hat mich sehr gefreut. Besonders die Dienstgradabzeichen. Da ich mich für die Warschauer Vertragsstaaten interessiere, war der Beitrag eine große Hilfe für mich. Bin schon gespannt auf die nächsten Chroniken.
Thilo Hessel, Döben

„Bock"-Erfahrungen

„Die Dame mit dem Trabi" aus Eurer Juli-Ausgabe hat mir sehr imponiert. Meine Armeezeit war von 1966 bis 1969; da bekamen wir gerade die ersten „Ural". Heute sind es schon ganz andere „Brummer", und durch die zunehmende Dichte des Straßenverkehrs wird es für die Kraftfahrer und Regulierer nicht leichter. In der Armee war ich drei Jahre auf dem „Bock", heute bin ich Berufskraftfahrer.
Eberhard Wegener, Schwerin



Zerstörer „Plamenny" (UdSSR), konventioneller Typ aus den 50er Jahren

„Plamenny"

Ich hätte gern einige technische Daten über den sowjetischen Zerstörer „Plamenny" erfahren.
Holger Otto, Förderstedt

„Plamenny" (1950): Wasserverdrängung 3850 ts, Länge 128 m, Breite 13 m, Tiefgang 4,5 m, Geschwindigkeit 36 kn, Dampfturbinenantrieb (80000 PS). Bewaffnung 2×130-mm-, 4×45-mm-Geschütze, 10×533-mm-TR.

Soldatenpost

wünschen sich: Diana Voigtländer (17), 6821 Burkersdorf – Gabi Hübner (17), 1422 Hennigsdorf, Ohmstr. 5 – Silvia Denstedt (19), 64 Sonneberg, Hermann-Fischerstr. 28a – Gudrun Hinze (20), 13 Eberswalde-Finow 3, Leninstr. 107, Zi 407 – Petra und Birgit Geißler (beide 17), 8212 Freital 5, Auf der Scheibe 20 – Sabine Buschner (17), 99 Plauen, Waldesruh 21 – Bettina Lehmann (23), 3023 Magdeburg, Bennickenbeckerstr. 2 – Ramona Krenitz (16), 7591 Tschernitz, Greuzweg 3 – Kerstin Heinrich (19), 7591 Wolfshain, Schulstr. 9 – Gerlinde Slarus (17), 7591 Wolfshain, Tschernitzer Weg 8 – Viola Müller (17), 7591 Wolshain, Dorfaue 8 – Ramona Krause (17), 8401 Glaubitz, Riesaerstr. 16 – Heidi Sorgalla (19), 8401 Jacobsthal, Nr. 21 – Beatrice Daus (19), 3060 Magdeburg, Lessingstr. 26 – Martina Thamm (28, Kinder 4 und 8 Jahre), 7817 Schwarzheide 1, Bereitschaftssiedlung 3E – Petra Schwerin (18) 3591 Packebusch, Hagenauerstr. 3 – Consitta Riegler (17), 4801 Tauhardt, Nordsiedlung 9 – Ute Göpfert (16), 9386 Leubsdorf, Hauptstr. 10 – Ute Müller (25, mit Sohn), 7421 Großstöbnitz, Schenkengasse 4 – Claudia Meyer (17, 1,45 m), 4090 Halle-Neustadt, Block 253/9 – Antje Sing und Birgit Arendt (beide 17), 2300 Stralsund, Arnold-Zweig-Str. 115 – Viola Thäle (24), 13 Eberswalde-Finow 3, Leninstr. 107, Zi 407 – Marion Altrock (19), 4350 Bernburg, Hohestr. 43 – Ingrid Kuhning (18), 4350 Bernburg, Str. d. Sozialismus 4 – Heike Töllner und Silke Rathsack (15), 2520 Rostock 22, Gedserstr. 2.

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Silvia Schwarz (20), 65 Gera, L.-Hermann-Str. 103, Groß AWH, H2, Zi 58 – Dagmar Seedorf (17), 2131 Lützlow, Dorfstr. 81a – Heidi Schmidt (26, drei Kinder), 1832 Premnitz, Clara-Zetkin-Str. 7 – Petra Berndt (18), 1931 Zootzen, Dorfstr. 2 – Roswitha Walk (18, 1,72 m), 2320 Grimmen, Carl-von-Ossietzky-Str. 18 – Heike (17) und Petra (20) Gräfenstein, 59 Eisenach, Schwalbenweg 11 – Katharina Schröder (18), 6120 Eisfeld, Mühlenweg 8 – Ingrid Bartholomay (18, 1,80 m), 8019 Dresden, Dürerstr. 96 – Sabine Noack (19, Sohn sechs Monate), 1500 Potsdam, Wilhelm-Pieck-Str. 98 – Iris Wagner (19), 9200 Freiberg, Karl-Kegel-Str. 102 – Uta Horn (21), 1197 Berlin, Lindhorstweg 53 – Gisela Tittel (27, Tochter 4, Sohn 6), 9560 Zwickau, Dürerstr. 5 – Angelika Hiller (21, Kind unterwegs), 8800 Zittau, Neusalzaer-Str. 42 – Heidi Schmidt (25, Tochter 7), 6503 Gera-Langenberg, Schulstr. 51



Waisen gesucht

Unter dieser Überschrift in Heft 6/80, S. 15, suchten wir Soldaten ohne Eltern oder Anhang. Weil sich sehr viele gemeldet haben, können wir unmöglich alle betreuen und möchten uns auf diesem Wege für das große Vertrauen bedanken.
Familie Tiemelt, Schmiedeberg

Harte Bedingungen

Wer kann das Militärsportabzeichen bekommen? Sind die Bedingungen die gleichen wie für das Sportabzeichen der DDR?
Jörg Winter, Frankfurt (Oder)

Das Abzeichen kann von allen Armeeangehörigen, Zivilbeschäftigten und während des Reservistenwehrdienstes auch von Reservisten errungen werden. Die Bedingungen sind nach vier Altersstufen gestaffelt, aber höher als beim Sportabzeichen der DDR in Gold. Sie wurden an den physischen Anforderungen des modernen Gefechts orientiert. Zu absolvieren sind fünf Pflichtübungen, wie z. B. Überwinden der Sturmbahn, spezielle Hindernisläufe der Teilstreitkräfte, Uniformschwimmen und zwei waffengattungsspezifische Wahlübungen. Das Abzeichen wird verliehen, wenn drei Pflichtübungen mit „sehr gut" und die übrigen mit „gut" abgelegt werden.



Ersatzanspruch?

Vom Parkplatz unseres Objektes wurden mir Teile meines „Wartburg" gestohlen. Bekomme ich den Schaden ersetzt?
Feldwebel Günter Schmidt

Ersatz wird dann geleistet, wenn der PKW Eigentum eines Armeeangehörigen oder eines Zivilbeschäftigten ist, verschlossen und auf einem vom Kommandeur extra eingerichteten Parkplatz abgestellt war. Schadenersatz erhalten Sie bis 300 M vom Finanzorgan Ihrer Dienststelle, höheren von der zuständigen Kreisdirektion der Staatlichen Versicherung der DDR.

BERUFSBILD



Unteroffizier des meteorologischen Dienstes

Dem meteorologischen Dienst der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung der NVA obliegt die umfassende meteorologische Sicherstellung der diensthabenden Kräfte und Mittel der Luftverteidigung sowie der Gefechtsausbildung der Fliegerkräfte und der Führungsorgane. Er umfaßt die operative Versorgung zahlreicher militärischer Bereiche mit aussagekräftigen und anwendungsbereiten meteorologischen Informationen, Wettervorhersagen und -warnungen. Wer in diesem Bereich dienen will, sollte sich klar darüber sein, daß er einer Reihe spezifischer Anforderungen gerecht werden muß. Als Schichtleiter ist der Berufsunteroffizier des meteorologischen Dienstes politischer Erzieher, militärischer Führer und Ausbilder der ihm unterstellten Unteroffiziere und Soldaten, und er ist Militärspezialist. Seine besondere Verantwortung besteht in der Aufrechterhaltung einer ständigen Arbeits- und Gefechtsbereitschaft der Flugwetterwarte. Aber auch ausgezeichnete mathematisch-naturwissenschaftliche Kenntnisse, organisatorische Fähigkeiten und initiativreiches Handeln sind gefragt. Gesundheit und physische wie psychische Kondition werden verlangt. Vorteilhaft für die Ausbildung in diesem Profil ist ein Facharbeiterabschluß in mathematisch-technischen Berufen, aber auch in metallverarbeitenden, elektronischen und anderen artverwandten Berufen.

Die Ausbildung erfolgt an der Unteroffiziersschule der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung der NVA in Bad Düben und dauert fünf Monate. Sie umfaßt neben der gesellschaftswissenschaftlichen, allgemeinmilitärischen und physischen eine Spezialausbildung in solchen Fächern wie Physik der Atmosphäre, Beobachtungsmethodik / Codierungsverfahren, meteorologische Meß- und Übertragungstechnik. Der Absolvent der Unteroffiziersschule wird als Auswerter oder Schichtleiter auf Flugwetterwarten, in Wetternachrichtenzentralen im operativen Betriebsdienst oder im Wartungs- und Reparaturdienst für meteorologische Meß- und Übertragungstechnik eingesetzt. Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung an den Schulen sowie die Wehrkreiskommandos der NVA.



600 NATO-Manövertage im ersten Halbjahr'80

Die Herbstmanöver-Serie „Autumn Forge 80", so stand es in Springers „Die Welt", war „mit 20000 Soldaten mehr als im Vorjahr die größte Übung der NATO seit zehn Jahren". (Foto: USA-Panzer bei „Herbstschmiede 79" ungefähr 50 Kilometer westlich unserer Staatsgrenze). Doch bereits in den ersten sechs Monaten dieses Jahres hatte der imperialistische Militärpakt etwa 50 größere Kriegsübungen mit einer Gesamtdauer von rund 600 Tagen durchgeführt. Die Anzahl dieser Manöver wurde von westlichen Massenmedien als „bisher einmalig" eingeschätzt. Bei ihnen waren mindestens 400000 Mann mit Hunderten von Gefechtsfahrzeugen, Kampfflugzeugen und Kriegsschiffen eingesetzt. Eines „der größten Marinemanöver der vergangenen Jahre" führten 40 amerikanische, britische und niederländische Kriegsschiffe in der Karibik und im Golf von Mexiko durch. In Idaho/USA fand die „erste Übung im großen Stil der neuen schnellen Eingreifstreitmacht mit schweren Waffen" statt. Beim NATO-Manöver „Deterrent Force 1/80" wirkten „erstmals Atlantik- und Mittelmeer-Flotteneinheiten zusammen". Weit mehr als die Hälfte ihrer Kriegsübungen veranstaltete die NATO im europäischen Raum. „Anorak Express 80" war mit 24000 Teilnehmern die „erste Übung dieses Ausmaßes in Nordeuropa". In der Nord- und Ostsee erfolgten die NATO-Manöver „Blue Harrier" und „Bold Game". NATO-Luftlandetruppen wurden bei „Toxic Night" in den belgischen Ardennen eingesetzt, und Kampfflugzeuge aus sieben Staaten des Paktes absolvierten bei „Cloudy Chorus" in fünf Tagen mehr als 4500 Starts in ihrem zentraleuropäischen Einsatzgebiet. Mit Beteiligung der BRD-Luftwaffe rollte ebenfalls das vierzehntägige Manöver „Tactical Air Meet 80" ab. An den diesjährigen Kriegsübungen der NATO nahmen auch verstärkt Einheiten der Land-, Luft- und Seestreitkräfte Frankreichs teil, so an „Marne Eagle" in Westberlin, an „Elder Forest" in Großbritannien und an „Yellow Cloud" in der BRD, wo die chemische Kriegsführung trainiert wurde.

Fotos: ZB

Entwickelt haben die USA im Zusammenhang mit der Aufstellung ihrer „Schnellen Eingreiftruppe" eine „Strategie der zuvorkommenden Handlungen". Wie der Kommandeur der Interventionstruppe, Generalleutnant Kelley, erklärte, sieht sie unter dem Vorwand „einer sowjetischen Bedrohung der Ölfelder am Golf" vor, „die Entscheidung zum Handeln zu treffen und dann die Streitkräfte einzusetzen, ungeachtet ihrer Größe, und zwar in diesem Raum und noch vor den sowjetischen Streitkräften". Er fügte hinzu: „Wenn wir Streitkräfte in einen Raum verlegt haben, der noch nicht von der anderen Seite besetzt wurde, haben wir gleichzeitig den gesamten Handlungsmodus für die Krise verändert." Eine eventuelle Abwehrmaßnahme „wäre dann eine direkte militärische Konfrontation mit den Vereinigten Staaten". Zugleich verwies Kelley aber auch darauf: „Unsere Priorität liegt gegenwärtig im Raum des Nahen Ostens und im Persischen Golf. Aber das schließt nicht unsere Verantwortung aus, auch andere Gebiete im Auge zu haben, wo wir potentielle Krisenherde erkennen."

Verlegt wurden während der diesjährigen Manöverserie „Autumn Forge" der NATO bei der „Reforger"-Übung mehr als 17000 Soldaten der 2. USA-Panzerdivision aus ihrem Standort Fort Hood in Texas nach der BRD. Dabei stand „Reforger" erstmals unter dem Kommando des neugebildeten Generalstabes der sogenannten Schnellen Eingreiftruppe, der damit die Verlegung von Verbänden zum Einsatz „in Krisengebieten" auf dem europäischen Kontinent probte.

Seit 1958 sind an der Luftlande- und Lufttransportschule des Heeres der Bundeswehr in Altenstadt/Schongau annähernd 550000 Fallschirmsprünge getätigt worden. 60000 Soldaten erhielten das Springerabzeichen. Insgesamt absolvierten 135000 Teilnehmer die verschiedenen Lehrgänge, zu deren Programm neben der Sprungausbildung unter anderem auch das Training im „Überleben und Durchschlagen" gehört.

Einsatzbereit sollen bis Ende dieses Jahres bei den US-Streitkräften in Europa 160 als „Panzerkiller" bezeichnete Kampfflugzeuge des Typs „Fairchild" A-10 sein. Das in Groß-

britannien stationierte A-10-Geschwader wird seine Maschinen ständig auf vorgeschobenen Einsatzflugplätzen in der BRD verteilen. Darüber hinaus werden bis Mitte 1981 drei Staffeln F-16 der USA-Luftwaffe in der BRD stationiert.

Modernisieren in „schnellstmöglicher Zeit" will Ägypten seine Luftstreitkräfte. Das kündigte Generalstabschef Ghazala in Kairo an. Nach seinen Angaben liegen derzeit Angebote aus den USA für die Lieferung von Kampfflugzeugen des Typs F-5 G, aus Frankreich für die „Mirage" und aus Großbritannien für die „Tornado" vor.

Auf das Dreizehnfache sind im Verlauf von zwanzig Jahren die Rüstungsausgaben Japans gestiegen. Für die Jahre 1980 bis 1984 betragen sie 13,8 Billionen Yen. Wie zu vernehmen war, drängen jedoch sowohl Washington als auch Peking darauf, daß Tokio sein für diesen Zeitraum geplantes Rüstungsprogramm bereits in vier Jahren verwirklicht. (Foto: Bei einer Militärparade in Asaka wurde auch dieser Panzer gezeigt, der von JAPAN PRESS als Modell 74 bezeichnet wurde)



Für die Panzertruppe hat die britische Regierung ein Aufrüstungsprogramm in Höhe von 1,3 Milliarden Pfund Sterling angekündigt. Es sieht vor, sofort für 300 Millionen Kampfpanzer vom Typ „Challanger" zu bestellen, mit denen eine der vier Panzerdivisionen der in der BRD stationierten Rheinarmee ausgerüstet werden soll. Nach den gegenwärtigen Plänen wird dieser Typ einmal die Hälfte der „Chieftain"-Panzer ersetzen. Das soll, so wurde in der BRD hervorgehoben, „die Schlagkraft der Panzerverbände der Rheinarmee erheblich verbessern".

Zum Ziel der „Tagesschau" des BRD-Fernsehens äußerte deren Chefredakteur Günter Müggenburg: „Wir sind uns dessen bewußt, daß das, was wir über unser Land, aber natürlich auch über die DDR bringen, zur Destabilisierung des Systems beiträgt. In Richtung DDR lassen wir uns schon was einfallen."

Sehr gut in „den Rahmen der amerikanischen China-Politik" passe es, wie der stellvertretende USA-Kriegsminister William Perry erklärte, daß Peking beabsichtigt, von den USA Technologien für hochmoderne Waffensysteme zu kaufen, um sie dann selbst herzustellen. Unter Perrys Leitung hatte eine Delegation amerikanischer Militärexperten Gespräche mit offiziellen Vertretern der chinesischen Streitkräfte über eine Modernisierung der Bewaffnung und Ausrüstung der Pekinger Armee geführt.

Zugeschnitten „auf die Anforderungen eines Krieges in Europa" sei der Hauptteil von „Ausbildung und Taktik" der US-Luftwaffe, berichtete die Militärpresse der Vereinigten Staaten. Trotz der „Beschäftigung mit dem Mittleren Osten" werde auch in Zukunft „der Nachdruck auf die NATO-Rolle" gelegt. Seit Mitte der siebziger Jahre werden in der Wüste von Nevada „Piloten und Bodenpersonal für die Schlacht in Europa" vorbereitet.



In einem Satz

USA-Truppen handelten laut BRD-Zeitung „Frankfurter Rundschau" bei den diesjährigen NATO-Kriegsübungen in Nordeuropa anhand von Karten, auf denen „Deutschland, Finnland und Polen in den Grenzen von 1937, Estland, Lettland und Litauen als selbständige Staaten verzeichnet" waren.

Die Ausgaben für die Ausrüstung und den Unterhalt der Britischen Rheinarmee in der BRD sind im Jahre 1980 auf 760 Millionen Pfund Sterling angestiegen.

Übereingekommen ist die BRD-Luftwaffe mit der US-Air-Force, daß ihre „Phantom" und „Tornado" bei bestimmten Einsätzen durch Tankflugzeuge KC-135 der USA in der Luft betankt werden.

Die Entwicklung von, wie es in der „Washington Post" hieß, „neuen, höchst giftigen chemischen Streubomben" vom Typ „Bigeye" und einer 20-cm-Artilleriegranate, die einen chemischen Kampfstoff mit Langzeitwirkung ins Ziel bringen soll, wurde vom Pentagon beschleunigt.

Neuseeland wird in Großbritannien 26 neue gepanzerte Gefechtsfahrzeuge zu einem Preis von 8,3 Millionen Pfund Sterling kaufen.

Die ersten Versuche mit Neutronenwaffen haben nach Mitteilung von Staatspräsident Giscard d'Estaing in Frankreich bereits stattgefunden.

Auf einen Plan zur Nutzung somalischer Häfen und Luftstützpunkte durch die USA-Streitkräfte, vor allem am Golf von Aden, haben sich beide Länder geeinigt.



Oberstleutnant Ernst Gebauer

Grenzergeschichten

Sie haben ihre Geschichten und erzählen sie auch. Nicht gleich auf Anhieb und nicht jedem. Einige sind sogar vererbt, von einer Grenzergeneration zur anderen. Den Huttragenden Hirsch, den können nur die Väter der heutigen Grenzer getroffen haben. Die Varianten der Pointe sind zu zahlreich. Ähnlich liegt es sicher bei dem Affen, der einem Zirkus ausgerissen war, dem Wald aber bald den Rücken kehrte und Kontakt zu einer Grenzkompanie suchte. Mit welchen Zweifeln die vorgesetzten Stäbe die Meldung über diese Festnahme quittierten, auch darüber gibt es keine einhellige Deutung mehr. Die Hirschkuh, die einer Grenzstreife auf Schritt und Tritt folgte, scheint schon jüngeren Datums zu sein. Da stimmen die Aussagen überein. Erst wollte man sie einfangen, doch es fehlte das Seil. Dann soll es sogar eine Weisung gegeben haben, die Hirschkuh abzustechen. Nein, das konnten die Grenzer bei ihrer Tierliebe beileibe nicht. Und man kann ihnen die Freude glauben, als ein in der Nähe befindliches Kurheim meldete: Ihm sei aus seinem Gatter eine zahme Hirschkuh entlaufen. Mit hungrigen Gespenstern hatte wohl schon jeder Posten zu tun, der seine Verpflegungstasche nicht immer mit herumschleppen wollte, sie aber auch nicht gut genug sicherte. Waschbären haben sich nämlich darauf spezialisiert, aus den Taschen die Leckerbissen zu entwenden. Spuren hinterlassen diese leichtfüßigen Gesellen kaum. Dem dies das erste Mal wiederfährt, muß schon an Gespenster glauben.



Nachdenklich und froh stimmen aber auch jene Situationen, die von den Grenzern tagtäglich gemeistert werden.

DER DIENSTHABENDE HIRSCH

Sie erlebten am Tage alle möglichen Wetter oben auf dem Kamm. Als sie aufzogen, knirschte noch der Schnee unter den Sohlen. Dann kroch warmfeuchte Luft aus den Tälern hoch. Bald pappte es unter den Stiefeln, die Ski fuhren sich fest. Urplötzlich entstand Wasser, und es suchte Wege, die es sonst nicht nahm. Die Stiefel waren durch, die Uniformen klitschnaß. Kälte sei zu ertragen, Wind auch, käme er doch meist aus einer Richtung. Wasser aber scheint überall hinzukommen, so fluchten die Grenzer der Kompanie Wesche in sich hinein. Sehnsüchtig erwarteten sie ihre Ablösung. Als sie kam, hockten sich die Genossen, aneinandergedrängt, in der Erwartung trockener Socken und warmer Stuben auf die Fahrzeuge, die sie in die Kompanieunterkunft brachten. Kaum, daß die Kfz auf dem Hof hielten, sprangen sie schon ab und drängelten über den Flur in die Stuben. Die Männer schälten sich aus dem nassen Zeug und zogen trockenes über. Wohlig die Wärme. Hochrot liefen ihre Gesichter an. Da scharrten auch schon einige mit den Hockern auf dem Flur. Waffenreinigen. Nur sich nicht gehen lassen, nicht müde werden. Vor dem Essen: Dienstnachbereitung. Ob es noch Freizeit gab? Gegen 21.00 Uhr lohnte solch Überlegung nicht. Sie putzten, ölten, kontrollierten und putzten nochmal. Die Flinken unter ihnen brachten schon ihre Maschinenpistolen zur Waffenkammer. Holten sich Handtuch und Seife, gingen zum Waschraum und – machten auf dessen Schwelle kehrt. Den Lärm des Gerangel's übertönte das dumpfe eindringliche Heulen der Alarmhupe. Grenzalarm!

So wie sie war, flog die Kompanie Wesche raus. Man kann es wörtlich nehmen. Hastig wurden die zum Reinigen zerlegten Waffen zusammengesetzt, fast noch im Laufen; die schon sauberen eiligst aus den Ständern gerissen. Viele der Genossen griffen wieder nach den nassen Uniformen, sie hatten nichts trockenes mehr. Und wieder hockten sie, dicht aufeinander, auf den Pritschen der Fahrzeuge, die sie wieder in den Wald brachten. Heftiger als zuvor spürten sie Kälte und Nässe. Die Kompanie bezog Abriegelungsabschnitte und Postenpunkte.

Keiner hatte gegessen. Richtig warm geworden waren sie auch nicht. Grenzerpech?

Feldwebel Klömisch und Gefreiter Dietrich sanken bis über die Knie in den matschigen Schnee ein. Mühsam kamen sie vorwärts. Beide sollten aufklären, warum die Signalanlage ausgelöst hatte, sollten eventuelle Spuren sichern und so die folgenden Handlungen vorbereiten. Beide wußten, je schneller sie die Ursache fanden, desto früher würde die Kompanie handeln können, um so eher aber auch würde sie zu ihrer wohlverdienten Ruhe kommen. Schräg zum Hang stiegen sie hoch. So löchrig wie Schweizer Käse war die Schneedecke. Nie taute es gleichmäßig. Waren die Löcher gar Fußtapfen? Spuren? In der Dunkelheit sahen einige so aus. Etwas länglich und wie es schien, in gleichen Abständen zueinander. Doch es waren bei genauem Hinsehen nur Löcher. Von den Bäumen gefallener Schnee hatte sie gerissen. Als Klömisch und Dietrich die Anlage erreichten, fanden sie Losung von Hirschen und die Abdrücke mehrerer Hufe. Verwundert sahen sich beide an. Hier war doch nie ein Wechsel. Sie folgten den Spuren zum „Kegel" runter. Der Hirtenbach versperrte den Weg. Sonst ein Schritt nur, mußten sie weit ausholend zum Sprung ansetzen. Überall Wasser. „Es muß auch die Hirsche da unten aus dem Einstand getrieben haben, so daß sie nach oben gezogen sind," sagte Feldwebel Klömisch. „Dabei beschädigten sie die Anlage!" Über die nächste Sprechstelle des Grenzmeldenetzes übermittelte er diese Beobachtungen dem Führungspunkt. Sie deckten sich mit anderen Meldungen. Die Kompanie konnte wieder einrücken.

00.30. Die Waffen waren ein zweites Mal gereinigt. Die Kompanie saß nun endlich beim Abendbrot. Manch einer rechnete voraus, wie lange noch zu schlafen war. Jeder wußte, es gab keine Minute dazu, auch nicht wegen des Alarms.

„Diese blöden Viecher", murmelte einer. „Laß die mal in Ruhe", fiel ihm sein Nebenmann ins Wort. „Das weißt du genau so gut wie alle hier. Ruhe geben doch bloß die nicht, deren Macht jetzt nur noch bis an unsere reicht!" Es gab keine Widerrede an den Tischen.

Doch bei jedem blinden Alarm sprechen sie nur vom „diensthabenden Hirsch".

DIE HOCHZEITSREISE

Soldat Gerd Otte war mit dem Gefreiten Straube im Abschnitt. Gerd spürte die Unruhe seines Postenführers, der wohl mit gleicher Gründlichkeit wie immer den Dienst versah, aber dauernd vor sich hinschimpfte. Bis er's laut aussprach: Es wäre nun alles vermasselt. Das käme nicht in Frage. Darauf müsse er sofort antworten. Erst beim zweiten Mal hinhören, konnte sich Gerd Otte alles zusammenreimen.

Die ganze Grenzkompanie wußte, Straube wird hei-

raten, wenn er in die Reserve geht. Es wird die Mutter seines Kindes sein. Er wollte eine vernünftige Hochzeit machen. Nicht alles in drei Tagen erledigen, deshalb wartete er bis zum Ende der Dienstzeit. Natürlich sollte eine Hochzeitsreise alles krönen. Davon sprach er bei jeder Gelegenheit. Beides, Hochzeit und Reise, organisierte seine künftige Ehefrau, auch das war fast allen bekannt.
Daß sie aber nun unbedingt eine Städtereise – Moskau, Kiew, Jalta – bestellt hatte, warf Straube um. Solch eine Reise sei für Flitterwöchner nicht geeignet, meinte er. Man käme doch nie zur Ruhe.
Gerd Otte tat die junge Frau leid. Er kannte sie nicht. Er meinte aber, sie freue sich auf diese Tour. Die Schicht ist noch lang, dachte er. Und so wollte er Straube umstimmen. In den schillerndsten Bildern sprach er von Jalta und Kiew, ohne beides je gesehen zu haben. Doch Straube schüttelte immer wieder den Kopf: „Das ist nichts für mich, immer auf Achse sein!" So redete Otte also wieder nur zu den Fichten, die ihren Weg säumten.
Wenig später rückte Gerd Otte dem Gefreiten Straube von anderer Seite auf den Pelz. Bulgarien, wo Straube lieber hinwolle, sei ja nicht schlecht. Aber es lohne nicht das Geld. In der Sonne liegen könne er an der heimatlichen Talsperre auch. Er möge bedenken, eine Reise, so weit, bis in die Sowjetunion käme doch dem Anlaß – Hochzeitsreise – wesentlich näher.
Straube antwortete nicht. Er stapfte weiter vor sich hin. Reagierte gar nicht auf Ottes Worte. Für ihn stand fest, er würde Marina sofort schreiben: Umtauschen auf Bulgarien! Sonne, Strand und Ausruhen war das Rezept nach 18 Monaten Dienst. Doch Gerd Otte gab noch nicht auf.
Als sie eine Zeitlang an einem Postenpunkt verweilen mußten, begann er wie für sich, seine Gedanken laut auszusprechen. „Was sind das bloß für Frauen. Sie gehen arbeiten wie die Männer. Nachher rennen sie zu den Krippen und Kindergärten und holen ihre Kinder. Dazwischen kaufen sie noch ein. Gehen womöglich zum Friseur. Ist ein Mann zu Hause, kann der helfen, wenn er's macht. Aber was ist, wenn keiner da ist? Wenn er bei der Fahne ist, nur mal aller sechs Wochen reinschauen kann. Da ist das Kind nicht nur zu versorgen, man muß sich auch darum kümmern, mit ihm spielen. Die Hausarbeit macht sich nicht von selbst. Mal geht was kaputt. So eine Scldatenfrau kann da ganz schön rackern. Briefe schreiben muß sie auch. Möglichst lange Briefe und welche, die Freude bereiten. Vielleicht noch eigene Weiterbildung, Frauenakademie nennt man es wohl. Haushaltstag, den gibt es. Wird sie ausschlafen, länger das Kind behalten? Die Bude auf den Kopf stellen, mit Schrubber und Besen hantieren? Oder in die Stadt fahren, Wege erledigen? Anstehen beim Reisebüro? Bei einem Reisebüro, da wollen viele was. Hat man seine Reise bekommen, auf die man sich freut, kann man schon glücklich sein. So was gibt man nicht gern her. Ich möchte auch mal so 'ne Frau haben, die das alles macht ohne zu klagen!"
Beide gingen weiter. Sie sprachen nicht. Gerd Otte besah sich seinen Postenführer von allen Seiten. Der schien zu überlegen. Bis der plötzlich fragte: „Sag mal, du warst doch schon in Jalta. Wie ist dort der Strand?"
Soldat Otte schwärmte nun vom Jaltaer Badeleben, das er gar nicht kannte. Gerd versprach seinem Postenführer nie gesehene Formen und empfundene Reize. Die Mädchen der Krim seien für ihre Schönheit berühmt.
Den Bikini würden die auch tragen.
„Mensch, ich bin doch auf Hochzeitsreise!" sagte Straube vorwurfsvoll.
Gerd Otte korrigierte sich noch im Satz und sprach von reizender Architektur und so, die da ja auch am Wasser stehe.

DIE RAUPE

Gefreiter Wolfram Steinborn wußte, was er von den Ketten seines Planiertraktors S 100 zu halten hatte. Vor Tagen waren sie gerissen, und wurden wieder zusammengeflickt. Flicken war schon richtig, weil ihre Nutzungsnorm längst erfüllt. Auch Stahl wird müde. Neue Ketten hatte der vorgesetzte Stab zugesagt, und sie sollten schon auf dem Weg ins Bataillon sein. Darauf wartete Petrus nicht. Schneefälle und darauffolgendes Tauwetter zwangen den Gefreiten Steinborn mit der Raupe zum Einsatz. Gegen 16.00 Uhr begann er mit seiner tonnenschweren Maschine den sehr steil ansteigenden Kolonnenweg zu räumen. Bis an die 60 cm Pappschnee hatte er vor dem Schild. Mit einem Male aber bewegte er sich nicht mehr vorwärts, sondern zurück. Der Last des wie ein Schwamm mit Wasser vollgesogenen Schnees war sein Traktor nicht mehr gewachsen. Schließlich bekam ihn Steinborn zum Stehen, aber es gab einen starken Ruck. Sofort nahm er die Hauptkupplung raus. Doch eine Kette war wieder auseinandergerissen.
Hätte man ihn nicht mit der angeschlagenen Raupe auf dem Hof des Bataillons lassen sollen? Darüber zerbrach sich Genosse Steinborn nicht eine Minute lang den Kopf. Wußte er doch, ohne seinen Einsatz waren Fahrten mit Kfz im Grenzabschnitt unmöglich. Die Ablösung der Posten würde Stunden dauern. So schnell, wie es das verschneite Gelände zuließ, lief er zur nächsten Kompanie. Von dort machte er seinem Vorgesetzten im Stab Meldung und verlangte nach den entsprechenden Ersatzteilen. Ungeduldig erwartete er das angesagte Fahrzeug. Als es mit dem Schlosser und den Teilen kam, machten sie sich noch bei Dunkelheit mit dem W 50 auf den Weg. Kaum fanden sie nach dem nächtlichen Schneetreiben die fast zugewehte Maschine. Mühsam arbeiteten sie sich ran. Da die Raupe auf schräger Fläche stand, wurde die Reparatur recht umständlich. Den ganzen Tag „bauten" sie. Oft bis an die Grenze der Belastbarkeit zerrten sie mit der Seilwinde des W 50 an den Kettengliedern. Erst nach mehreren Versuchen ließ sich die Kette schließen. Gegen 16.00 Uhr lief dann die Maschine wieder. Obwohl er den ganzen Tag im nassen Schnee mit den eiskalten Stahlteilen gearbeitet hatte, kletterte Gefreiter Steinborn wieder auf den Fahrer-

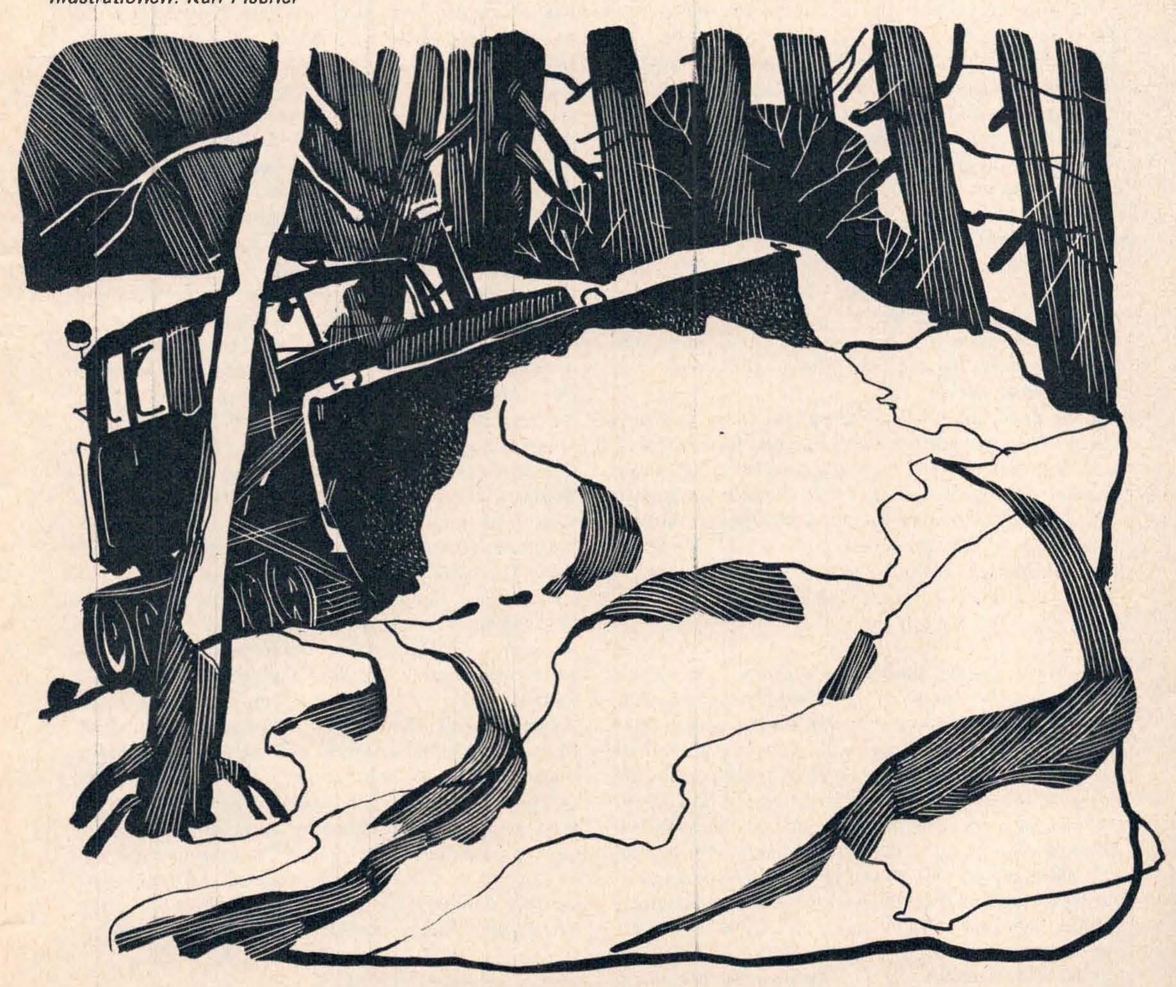
sitz. Er begann dort weiterzuarbeiten, wo er am Abend zuvor aufgeben mußte. Am anderen Morgen gegen 04.00 Uhr war der Abschnitt auf den wichtigsten Wegen auch für Kfz passierbar.
Zwei Stunden später meldete sich Gefreiter Steinborn bei seinem Vorgesetzten vom Einsatz zurück. Dieser sah dem Gefreiten die Strapazen an. Nach seinem Wissen mußte der Junge mindestens 22 Stunden hintereinander gearbeitet haben, die Hälfte davon noch in der Nacht. Der Major ließ sich Zeit zur Antwort auf die Meldung. Das von ihm empfangene Fernschreiben verlangte den sofortigen Austausch der Ketten am S 100, wenn die neuen eingetroffen sind. Sie waren es. Er mußte also von Steinberg verlangen, die von ihm mühevoll aufgezogene Kette wieder herunterzureißen. Es ging nicht anders. Die Schlosser waren draußen im Einsatz.
Wenn sich der Gefreite jetzt vergaß, fluchen oder schimpfen sollte, der Major nahm sich vor, einfach wegzuhören.

Genosse Steinborn fragte aber nur, wann er mit der Arbeit beginnen solle.

DIE GRENZER ABER, DIE FAHREN NOCH

Alles was Major Pattloch in seiner Kompanie noch auftreiben konnte, hatte er auf die Beine gebracht. Den Küchenleiter, die Köche, den Schreiber und den Schlosser. Sie dürften keine Zeit verlieren. In wenigen Minuten mußten die aus dem Grenzdienst abgelösten Genossen den Berg herunterfahren.
Spiegelblank waren die Straßen. Gehofft hatte der Major, die Abgelösten noch vor der Glätte herunterzubekommen. Doch kaum war die Warnung vor dem Temperatursturz eingetroffen, da fror es auch schon. Nun saß er neben dem Schlosser der Kompanie, einem Gefreiten, der den W 50 mit dem letzten Aufgebot und einer Ladung Sand durch das Bergdorf bugsierte. Er sah, wie der Junge behutsam ins Lenkrad griff. Ob-

Illustrationen: Karl Fischer



wohl sie Schritt fuhren, immer wieder glitt das Fahrzeug weg. Sollte er die abgelösten Genossen nicht doch draußen lassen? Nur Stunden würde es dauern, dann würde Schnee fallen. Mit Schneeketten wäre der Weg zu bewältigen. Auf Eis nutzten sie nichts. Er spürte es, Schnee würde kommen, zu lange lebte er schon in den Bergen, als daß er das nicht merken würde. Aber diese Stunden waren die Zeit der Ruhe für seine Soldaten. Wohlverdienten Schlaf, Entspannung und die warme Unterkunft würde er ihnen entziehen. Am nächsten Tag mußten sie ja wieder draußen sein, dort in dem feuchten Wald und auf den zugigen Höhen. „Sachte, sachte," mahnte er den Fahrer, obwohl er sah, der traute sich gar nicht recht aufs Gaspedal zu treten. Sie passierten das Hinweisschild: 18 Prozent Steigung! War bisher der W 50 nur auf der Straße zu halten, mußte er nun klettern. „Nur ruhig, nicht schalten!" Major Pattloch sprach es vor sich hin, als würde er selbst fahren. Hörte er's oder stellte er's sich nur vor, wie die hinten auf der Ladefläche schippenweise Sand auf die Straße streuten? Er meinte das Scheppern und Kratzen der Schaufeln zu hören. Sollten sie zurückrollen, dann hätten sie Sand unter den Rädern. Doch Meter um Meter fuhr der W 50 bergan.
Kaum daß sie oben am „Rondell" den W 50 abstellten, näherten sich Lichter. Aus dem hier beginnenden Kolonnenweg kamen ein LO und ein W 50. Sie hielten. Der erste Zugführer meldete dem Kompaniechef die Rückkehr aus dem Grenzdienst. Alles, was Major Pattloch darauf sagte, war: „Fahren Sie vorsichtig weiter. Abwärts ist das bei Glatteis ein Problem, obwohl wir eben gestreut haben!"
„Danke!" sagte der Leutnant, er ließ förmlich seine Erleichterung spüren. Hier am „Rondell" hätte er über die Weiterfahrt entscheiden müssen. Der Chef hatte sie ihm abgenommen und noch die Straße präpariert. Dem Leutnant fiel ein, der mußte doch eigentlich dienstfrei haben.
Als der Leutnant zu den Fahrzeugen ging, kam eine Gruppe Urlauber aus Richtung Bergbaude. Recht lautstark bekundeten sie sich gegenseitig ihren Ärger darüber, daß der Bus wegen dem Glatteis ausgefallen war. Als sie bei Major Pattloch vorbeigingen und die Fahrzeuge der Grenzer sahen, sagte einer: „Die Grenzer aber, die fahren noch!"

DER FRAUENBETRIEB

Was konnte es da schon Interessantes geben? So fragten sich die Genossen der Kompanie Wesche, die mit einem Betriebsbesuch an der Reihe waren. Telefone bauen sie dort, na und? Stärker wurde ihr Interesse schon, als von einem Frauenbetrieb die Rede war. Einige putzten sich sogar heraus und achteten den ganzen Weg sorgsam auf ihre Bügelfalten. Oberleutnant Hahne, der Politstellvertreter, dachte sich auch seinen Teil. Wenn möglich, organisierte er die Besuche immer dann, wenn in der Politschulung Themen aus der Volkswirtschaft der DDR zu behandeln waren.
Für den Patenbetrieb waren diese Besuche immer ein Ereignis und sie wurden in der Regel vom Parteisekretär betreut. So führte er also auch unlängst die Grenzer wieder einmal durch die Produktionsabteilungen, stand Rede und Antwort. Die Genossen staunten, wo in aller Welt gar mittels RFT-Telefonen gesprochen wird. Auch sahen sie aufregend schicke Modelle, die mit dem gewöhnlichen Haustelefon, wie es die Post im Lande zwecks Typenreinheit bevorzugt, nichts mehr gemein haben. Sie schwatzten auch mit dieser und jener Arbeiterin und hörten mit Wehmut – die jungen Damen gefielen ihnen durchweg –, daß die meisten von ihnen schon verheiratet und gar Muttis waren. Dies war auch für den Genossen Parteisekretär Stichwort, von den Problemen des Betriebes zu sprechen. Die Grenzer hörten von einer beträchtlichen Summe von Arbeitsstunden, die dem Betrieb auf einen Schlag verloren gegangen war, als man das vom IX. Parteitag beschlossene sozialpolitische Programm realisierte. Da wäre von nirgendwoher Verstärkung gekommen. Im Gegenteil, die Exportaufträge – als die wichtigsten des Betriebes – hätten sich in der gleichen Zeit erhöht. „Wie beim Militär in komplizierter Lage haben auch wir unsere Kräfte umgruppiert" erläuterte der Sekretär den Genossen. „Wir haben uns dabei auf das Hauptsächlichste orientiert: Die Produktion steigern, weil ja erst dann der Gewinn auch für die Produzenten, die Arbeiterinnen sicher ist. Für hohe Leistungen im Betrieb sollen sie mehr Zeit für das Familienleben haben. So will es unsere Partei!" Dann verwies er auf Einzelheiten. Zeigte Rationalisierungsmittel, die Arbeiter des Betriebes selbst entwickelt und gebaut hatten. Nannte Bemühungen um gegenseitige Ersetzbarkeit. Bewies auch, daß alle Frauen nach ihrer „Babyzeit" wieder an den alten gewohnten Arbeitsplatz arbeiteten und: „Wir haben sogar den Plan wie immer übererfüllt."
Das alles hörte auch der Politstellvertreter mit Wohlwollen. Nun würden sich die Genossen im nächsten Politunterricht ein Bild über die Volkswirtschaft, von der Rationalisierung in der Produktion und der Neuererarbeit machen können. Begriffen dürften sie den Stellenwert von Effektivität haben. Nicht alle seine Soldaten kamen nämlich aus Betrieben der Industrie. Allerdings nahm der folgende Unterricht eine andere Wendung. Der Oberleutnant regte das Gespräch um diese Thematik mit dem Hinweis auf den Besuch bei RFT an. Wie immer mußte Genosse Hahn die übliche Schweigeminute seiner Soldaten noch mit eigenen Äußerungen überbrücken. Doch dann, spontan wie sonst nie, sprach Gefreiter Kersten. Er sagte: „Ich fand es prima, wie sich der Patenbetrieb um seine Arbeiterinnen kümmert. Man muß das gesehen haben. Meine Frau arbeitet auch. Wir haben zwei Kinder. Immer machte ich mir Sorgen, ob sie es schafft, ob sie zurecht kommt. Nicht ums Geld geht es. Die staatliche Unterstützung während meines Wehrdienstes kommt pünktlich. Aber bis jetzt dachte ich, sie sagt es nur so, wie man sich im Betrieb auf die Frauen einstellt, damit ich beruhigt bin. Nun habe ich so etwas mit eigenen Augen gesehen. Auch wenn ein Betrieb

Fortsetzung auf Seite 58



DIE RUMANISCHE SCHAUSPIELERIN

Anda Onesa

FOTOGRAFIERT VON GÜNTER LINKE

Brücken für Claudia

Es muß so gegen 3.00 Uhr sein. Zuletzt bin ich um Mitternacht aufgewacht. Mehr als drei Stunden hintereinander läßt einen die Kälte kaum schlafen. Ich stopfe mir meine Pfeife noch einmal und versuche, mich vorsichtig in eine andere Lage zu drehen. Vorsichtig, die anderen müssen nicht auch noch wach werden. Wenn man nicht schläft, spürt man die Kälte noch mehr. Es muß geregnet haben, oder ist die Luft so feucht, weil unser „Ural" dicht an der Elbe steht? Jedenfalls sind meine Decken verdammt feucht. Es ist zum... Wenn man wenigstens mal laut fluchen könnte. Sowas kann auch warm machen. Aber lieber versuche ich wieder einzuschlafen. Wo war ich vorhin stehen geblieben? ...Ostbahnhof. Claudia – Die Haare hatte ich schon kurz. Der Wind pfiff mir ganz schön um die Ohren. Trotzdem, als ich damals im Objekt ankam, stand ein Hauptmann vor der Tür des Friseurs: „Immer rein hier, Genossen, keine Angst, erstmal unter's Messer, ab mit dem Schafspelz!" Das sollte wohl lustig sein, aber mich macht sowas immer fertig. „Lange Haare – kurzer Sinn." Wenn das nicht borniert ist. Sechs Monate ist das nun her, und mittlerweile bin ich drüber hinweg. Praktischer ist es ja, aber schöner nicht. Claudia hatte beim letzten Urlaub gesagt, daß ihretwegen die Haare nach dem Wehrdienst nicht viel länger werden brauchten. Toni, der zwei Wochen vor mir da war, hätte ihr auch ganz gut so gefallen. Toni! Thomas Krüger, Leadgitarrist bei den „Tonis", ehemaliger. Jetzt Grenzer. Irrer Typ war das damals. Die Mädchen mochten ihn. Schwarze Haare, schwarzer Bart und grüne Augen. Ausgerechnet grün! Und der hatte jetzt mit Claudia getanzt! Also, ich sagte das wohl schon, aber sowas kann einen wirklich fertig machen. Wer weiß, mit wem sie noch so tanzt, am Wochenende. Naja, zu Hause bleiben soll sie natürlich auch nicht. Ich muß ihr eben vertrauen, schließlich kennen wir uns jetzt fast zwei Jahre. Lassen wir das. Lieber noch ein wenig schlafen.

Die Nässe der Decken dringt auch durch die Watteuniform. Die Pfeife ist auch schon leer. Das geht nun schon vier Nächte so. Am Tage schaukeln wir durch die Gegend. Elbe, Havel, Oder. Jeden Tag eine Brücke schlagen. Pontonier. Das ist harte Arbeit. „Na, Professor", hatten die ‚Alten' gesagt, „wirst du denn auch die Brechstange hochkriegen?"

Ich hab sie hochgekriegt. Zwei von uns hatten sich noch vor der Übung krank schreiben lassen. Man soll da ja nicht tratschen, aber so fröhlich wie die aussahen?! Ich merke schon, der Schlaf wird wohl nicht mehr kommen. Mensch Claudia, wenn du wüßtest: 12 Monate noch. Das kann einen doch... na, du weißt schon. Aber dir steckte es wohl auch in den Knochen, als ich nach dem Urlaub wieder abfuhr. Gefreut hat mich, was du da gesagt hast: „Wir müssen das beide schaffen, und froh wäre ich, ehrlich, wenn nicht ausgerechnet du zu den Schlechtesten gehören solltest. Du bist doch ein Mann, oder?" Natürlich hast du recht, und mir ist auch heute nur so mulmig. Nach diesen vier Nächten in der lausigen Kälte. (Und Erholung waren die Tage auch nicht gerade.) Aber unsere Brücken standen fest. Brücken für Panzer, LKW und Geschütze. Wenn wir heute abend wieder im Objekt sind, die Technik abgestellt ist, dann werde ich dir noch schreiben. Nein, nicht von den kalten Nächten. Kein Wort davon. Von den festen Brücken und von... na, das geht nur uns beide an. Und dann möchte ich den sehen, der mich davon abhält, in meine „Koje" zu klettern. (Für morgen hat der Kommandeur dienstfrei befohlen.)

Gefreiter d. R. Thomas Burmeister

Gefechtsschießen

Silberne Leuchtkaskaden machen die Nacht zum Tag. Gespenstische Schatten werden sichtbar, verschwommene Formen, ineinanderfließend mit dem endlosen sandigen Meer. An Fallschirmen niedersinkende Leuchtkugeln reißen verkrüppelte Kiefern aus ihrer Anonymität, zeigen den mot. Schützen den Weg durch die mit Trichtern und Stacheldrahtfeldern gespickte Ebene. Hinter ihnen rollen die Schützenpanzer, kaum auszumachen, kaum zu hören. Und doch sind sie da, drehen sich die maschinengewehrbewehrten Türme, durchsuchen die unsichtbaren Augen der Nachtsichtgeräte das Gefechtsfeld, rauscht es in den Kopfhörern wie das Blut in den Adern jener lautlosen Wesen, die langsam durch die Löcher klettern, die MPi, das lMG, die RPG fest umklammert, den Blick scharf beobachtend nach vorne gerichtet, abschätzend die das gegnerische Mündungsfeuer imitierenden, soeben aufgetauchten blinkenden Lichterschlangen. Feuerkommandos ertönen. Die Soldaten und Unteroffiziere entsichern die Waffen. Zentimeterlange Abschußblitze reißen die Nacht auseinander – rot, grell, betäubend laut. Unnatürlich langsam klappen die Ziele nach hinten ab, schon längst nicht mehr blinkend.
Eine Panzerattrappe schwebt auf die Kompanie zu, nein, nicht eine, sondern ein ganzer Zug Panzer ist das!
Die Schützenkette geht in Stellung, währenddessen die Panzerbüchsenschützen die Panzer ins Visier nehmen. Innerhalb von Sekunden sitzen die Imitationen der dreißig Tonnen schweren Riesen auf dem Zielstachel, um ein vielfaches vergrößert, unwiderstehlich die panzerbrechende Hohlladungsgranate anziehend, die auch, kaum nachdem der gigantische Feuerstrahl aus dem Rohr fegte, die Scheibe an der Ansatzstelle des Turmes durchschlägt. Der Weg ist frei! Die mot. Schützen erheben sich zum Sturmangriff, den Gegner endgültig zurückwerfend, dokumentierend die Macht und Stärke der Arbeiterbataillone.

Unteroffizier d. R. Hans Krech

Befehle

Manch einer
will nicht
begreifen,
daß sie uns
dienen
wie unsere
Panzer;

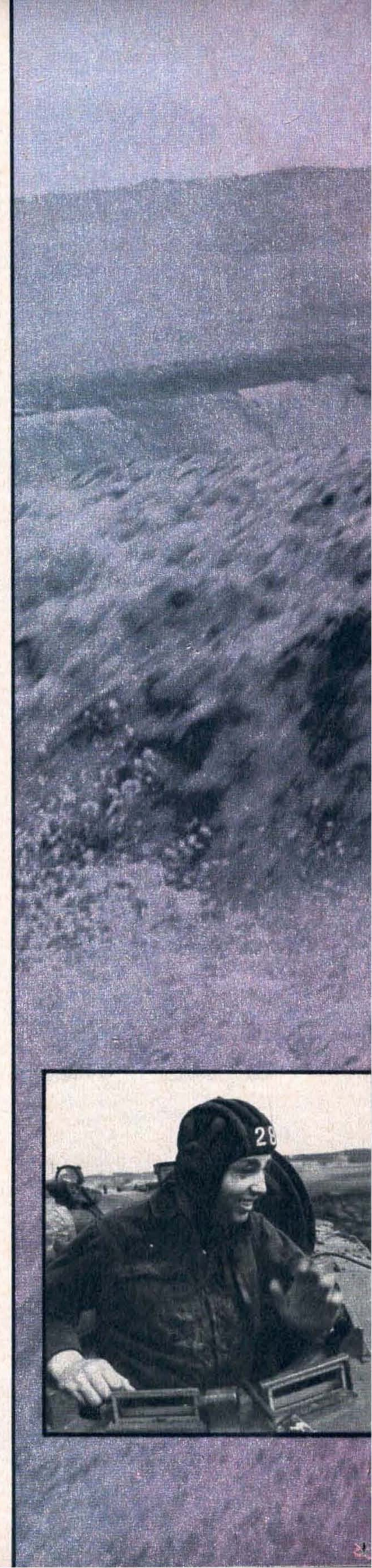
und mit denen
– das verstehen
sie schon –
lernen wir
auch nicht erst
umgehn,
wenn es
zu spät ist.

Unteroffizier d. R.
Klaus Rahn

Illustration:
Jürgen Wagner



Die in Linie ausgerichteten Schützenpanzer BMP brummeln ungeduldig mit gedrosselten Motoren. Die Hände der Fahrer kleben förmlich an den Lenkhebeln der Fahrzeuge. Es ist früh am Morgen. Der Ausbildungstag beginnt. Vor ihnen liegt eine Strecke mit vielen Hindernissen. Der Bataillonskommandeur kontrolliert noch einmal die Einsatzbereitschaft der Fahrer und überzeugt sich von der Verbindung mit den einzelnen Streckenabschnitten. Dann drückt er auf die Stoppuhr. „Vorwärts!"
Der Gefreite Pavel Šafář legt den ersten Gang ein, gibt gefühlvoll Gas und läßt dabei langsam die Kupplung frei. Der Schützenpanzer schaukelt verhalten, die Ketten knirschen, das Rohr der Kanone neigt sich ein bißchen nach vorn, richtet sich aber gleich wieder auf. Dann lärmt der Motor mit voller Stärke los, und das Fahrzeug erhöht die Geschwindigkeit.
Als sich Pavel Šafář das erste Mal hinter eine BMP-Lenkung setzte, wurde er plötzlich von einer so starken Erregung befallen, daß er beinahe alles vergessen hätte, was er gelernt hatte. Und das war nicht wenig: die ganze Theorie, endlos lange Stunden auf dem Fahr-Trainer und im Übungs-SPz, in der technischen Ausbildung und bei den zahllosen Prüfungen. Er hatte plötzlich Angst, nicht zu bestehen, den Kampfwagen nicht in den Griff zu bekommen.
Auch jetzt erinnert er sich an die unangenehmen Augenblicke. Für einen Moment packt ihn die gleiche Unruhe, ehe er losfährt. Doch dann fällt alle Unsicherheit von ihm ab. Er ist schließlich kein Anfänger mehr, sondern der anerkannt sicherste Fahrer des Regiments...
Das Minenfeld!
Pfähle markieren die Minen. Jedes Auffahren auf einen Pfahl würde in einer Gefechtssituation das Ausscheiden bedeuten, das Ende des Weges. Der Gefreite weiß das. Vorsichtig fährt er auf das Minenfeld zu, schätzt die Entfernung ab, wählt die Fahrgeschwindigkeit. Er weiß auch, daß er in der Minensperre dreimal anhalten, dreimal die Fahrtrichtung ändern darf. Aber Derartiges kommt ihm gar nicht erst in den Sinn: Alle seine Kameraden und Vorgesetzten verfolgen mit wachem Blick die Fahrt. Er will nicht einen einzigen Fehler machen. Der Motor läuft gleichmäßig, der Schützenpanzer nimmt die Kurven scheinbar mühelos, die Minen bleiben weiterhin tot in der Erde stecken. Auf zum nächsten Abschnitt!
Eine reichliche Stunde zuvor, beim Frühstück, hatte Gefreiter Šafář, der seinen zweijährigen Grundwehrdienst bald hinter sich hat, dem Reporter Auskunft über sich gegeben. „Geboren bin ich in Sudkov. Das nur so ganz nebenbei. Zwei Jahre besuchte ich die Fachschule für Elektronik, gab dann das Studium jedoch auf. Ich wollte, wie vielleicht jeder andere junge Mann auch, selbständig sein, wollte Geld verdienen, mich auf eigene Beine stellen. Also fing ich in einem Betrieb in Postrelmov als Lagerist an..." Die Augen des Gefreiten mit dem kurz geschnittenen Haar, dem gebräunten Gesicht und den Händen eines Schwerarbeiters blickten optimistisch in die Runde, er lachte, sein Gesicht strahlte gute Laune und Zufriedenheit aus. „Erst hier, bei der Armee, habe ich begriffen, welch großen Fehler ich gemacht habe, als ich die Schule Schule sein ließ. Auch meine Eltern und meine Freundin haben mir Vorhaltungen gemacht. Jetzt aber bin ich entschlossen: Nach der Armeezeit werde ich das Studium abschließen. Es wird eine Schinderei werden. Aber ich muß.



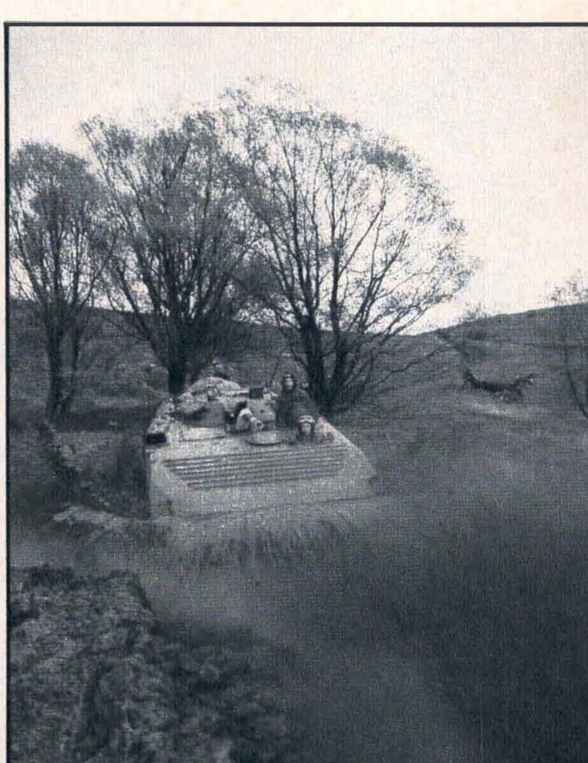

Der Meister aus Sudkov

Ich habe es ihnen versprochen." Dann: „Die Armeezeit gibt einem jungen Menschen mehr als nur die Ausbildung für das Gefecht. Sie lehrt ihn, nachzudenken, sich zu entscheiden, nicht aufzustecken, wenn es einmal schwierig wird..."
Die nächsten Hindernisse! Stahlreiter, Betonpfähle, Holzverhaue, Stacheldraht, tiefe Granattrichter, herausragende Baumstümpfe und gefällte Bäume. Pavels BMP nähert sich der Mitte dieses schwierigen Abschnittes. Plötzlich, als habe der Wind eine Wolke herangetragen, ein Nebelschleier. Die Wolke kommt näher, deckt wie ein schweres Bett die Hindernisse zu, hüllt den Schützenpanzer in ihren Mantel. Die Sichtweite beträgt kaum zwei Meter. Der Fahrer drosselt das Tempo, seine Blicke tasten sich durch die Sehschlitze und versuchen, wenigstens ein paar Zentimeter vor den Bug zu dringen. Maschinengewehre und Maschinenpistolen rattern los. Vor dem gelben und orangefarbenen Schleier blitzen Feuerstöße. Die ersten Schweißtropfen von der Stirn Pavel Šafářs fallen auf die Hände an der Lenkung. Das Fahrzeug arbeitet sich nur zögernd voran. Manche Krater gleichen Fallen. Fährst du hinein, kommst du mit eigener Kraft nicht mehr heraus. Auch die anderen Hindernisse dürfen nicht unterschätzt werden. Der Fahrer ist allein mit seiner Maschine, mit seinem Denken, mit seiner Fahrkunst. Hindernisse und die Zeit sind seine Gegner. Die Hände schließen sich noch fester um die Lenkhebel, die Augen durchbohren ein letztes Mal den Nebelschleier, der Schützenpanzer läßt die letzten Hindernisse hinter sich.
„Es war bei einer Regimentsübung", hatte mir Gefreiter Šafář heute morgen noch erzählt. „Bei einem Angriff. Der Gruppenführer gab die letzten Weisungen, der Schütze nahm auf seinem Sitz Platz, die Gruppe hinten im Kampfraum döste. Wir stießen in der Bataillonsordnung vor. Plötzlich schrie der Gruppenführer in die Kopfhörer, er habe keine Verbindung. Ich blieb stehen, beseitigte die Fehlerquelle, aber das Bataillon war schon weg. Da habe ich das Gaspedal durchgetreten, wollte den Weg abkürzen, um die übrigen einzuholen. Ich hatte nur noch ein dichtes Gebüsch zu durchfahren, wühlte mich hindurch und preschte mit voller Geschwindigkeit in eine Grube, groß wie eine Elefantenfalle. Die Jungs da hinten mußten ganz schön durcheinander geschüttelt worden sein. Wir blieben in der Grube stecken, bis man uns herausholte. Ich habe mich entsetzlich geschämt..."
Waten!
Auch bei größter Hitze steht einem an dieser Stelle der Schlamm bis zu den Hüften. Wenn ein Schützenpanzer in diesen Morast fährt, glaubt man, daß er in ihm stecken bleiben müsse, daß seine Panzerung, seine Ketten, die Kanone, das Maschinengewehr und die Besatzung in ihm ersticken. Der Schlamm spritzt zuerst nach allen Seiten auseinander, schlägt dann über der vorderen Panzerung zusammen. Aber dann, oh Wunder! greifen die Ketten und fressen sich langsam vorwärts, schlucken den Schlamm wie Schokoladencreme.
„In eine solche Brühe muß man langsam hineinfahren", hatte Šafář den Reporter belehrt. „Einmal flog einer meiner Kameraden so heftig hinein, daß der Schlamm mit der ersten Welle bis in den Kampfraum drang. Die Besatzung hatte eine Woche lang mit der Reinigung zu tun." Der Gefreite schmunzelte. „Mir wäre ähnliches übrigens auch schon beinahe passiert. Ich sollte einen Panzerabwehrgraben durchfahren und wählte eine zu hohe Geschwindigkeit für die Anfahrt, hätte fast draufgezahlt. – Einen Schützenpanzer zu lenken ist wirklich nicht ganz einfach..."
Die BMP haben fast die Hälfte des Weges hinter sich gebracht. Der Bataillonskommandeur ist zufrieden. Die Zeiten sind gut, es kommt zu keinen groben Fehlern, alles verläuft normal. „Die Fahrer meines Bataillons sind fast durchweg Träger des Klassifizierungsabzeichens der Stufe 2. Ich habe jedoch nur einen Meister – den Gefreiten Šafář. Wer so werden will wie er, muß außergewöhnliche Fähigkeiten nachweisen, er muß vor allem sehr viel wissen, ständig lernen, muß hohe moralische und psychische Eigenschaften besitzen."
Den Slalom bergabwärts und das Anhalten am Berghang bewältigen alle Fahrer einwandfrei. Jetzt kommt noch das letzte Hindernis – die Spurbahnbrücke. „Richtig auf eine Brücke zu fahren, ist schon der halbe Erfolg", hatte Gefreiter Šafář dem Reporter gesagt. „Wenn die Ketten das Metall auf den Spurbahnen berühren, hebt sich der vordere Teil des Schützenpanzers, so daß der Fahrer für kurze Zeit nichts sieht außer den Himmel. Es genügt, nur leicht an der Lenkung zu rühren, und der Kampfwagen stürzt ab..."
Aber nicht einer kommt aus der Spur. Nach dem Gefreiten Šafář meistern auch die anderen diese Brücke. Der Bataillonskommandeur hat recht: Das sind wirklich Fahrer. – Im Ziel kann er für alle sehr gute Zeiten stoppen.
In ihren schwarzen Kombinationen, durchgeschwitzt, aber zufrieden, winden sie sich aus den Schützenpanzern. Pavel Šafář kommt auf mich zu und fragt: „Wollen Sie es auch mal versuchen?" „Mir genügt ein Geländewagen", gebe ich schnell zur Antwort und beglückwünsche den Meister aus Sudkov zu seinem Erfolg.

Oberstleutnant Josef Semerák
Fotos: Oldrich Egem

Ausbildung am Fahrtrainer (l. u.). Nicht nur Pavel Šafář kam da in den ersten Stunden ins Schwitzen. Doch was war das alles gegen die ersten praktischen Fahrübungen auf der Strecke mit den vielen Hindernissen, mit Schlamm und Modder . . . ?







Alle Jahre wieder



Zur Demonstration wird ein W 50 L/A auf die Schleppachse gespillt, gesichert, und ab kann die Reise gehen. Ziel: Instandsetzungswerkstatt.
Fotos: E. Gebauer

. . . treffen sich die technischen Offiziere, Bergegruppenführer und Kraftfahrer des Truppenteils „Theodor Winter" mit ihren Genossen vom sowjetischen Partnerregiment. Einmal in der Garnison der Freunde, ein andermal in der Kaserne oder im Feldlager der NVA-Militärkraftfahrer. Ziel dieser Begegnungen sind neben der Pflege der alten Tradition der Freundschaft und festen Zusammenarbeit der Gedankenaustausch zu Neuerungen. Sehen, was der Nachbar macht, wie er vorankommt, etwas abgucken und auch selbst was zeigen. Das hilft wirtschaften. So jedenfalls schätzen es die Männer um Oberstleutnant Poehlmann ein. Und Hauptmann Manitschew bestätigt es. Hier ging es um die Schleppachse zur Bergung ausgefallener Fahrzeuge. „Eine feine Sache, die ihr da habt", meint Praportschik Nikitin. „Damit kann man den dicksten Klotz durchs Gelände schaukeln." Oberfeldwebel Haak, ein erfahrener Bergmann, schmunzelt. Das ist ein Lob für ihn, der mit seiner Gruppe so manchen havarierten LKW per Schleppachse zur Instandsetzung brachte. Ja, so machen wir's. Wie es die Freunde handhaben, wird der nächste Besuch bei ihnen zeigen. Bestimmt gibt es wieder was neues zu sehen und zu erfahren. ke







DIE FESTE NORMANNSTEIN *lädt zum Feste ein*

Gedruckte Einladungen gab es nicht. Dort, wo dieses Fest stattfindet, lädt man einander nicht schriftlich ein. Man kennt sich, und man weiß auch genau, wann etwas im Städtchen los ist. Die rund gerechnet 3300 Einwohner nehmen dem Reporter dieses Verkleinerungswort gewiß nicht übel: Treffurt, an der Werra gelegen, im Schoße sanft ansteigender, bewaldeter Hügel sich hinziehend mit seinen schmucken Häusern und den Gebäuden seiner sechs Betriebe – es ist in der Tat ein kleines Städtchen, hübsch und gepflegt. Mit Kaufhalle, Freibad, Kinderkrippe, Kindergarten, einem alten Rathaus, einer noch älteren Burg und – mit jungen Grenzsoldaten.

Nun wird ja empfohlen, die Feste zu feiern, wie sie fallen. Etwas Vorbereitung jedoch schadet nicht gerade. Also zerbrachen sich rührige Kulturoffiziere, die Genossen der Grenzkompanie, Bürgermeister Georg Sebon mit seinen Ratsmitgliedern und der Ortssekretär der SED Erich Schröder den Kopf. Man wurde sich einig. Die 1. „Burg-Party der Freundschaft" hoch über Treffurts Dächern konnte steigen.

★ ★ ★

Die Raubritter, die einstmals in der Burg mit den drei Türmen hausten, hätten es sich gewiß nicht träumen lassen, daß ihre wehrhaften Mauern dereinst einen Jugendklub beherbergen würden mit Disko, Jagdzimmer, Gaststube und allem Drum und Dran. Treffurts Stadtväter glaubten dies übrigens bis vor kurzem auch nicht. Die Jugend der Stadt hingegen konnte sich das sehr wohl vorstellen. In fast zehntausend freizeitlichen Arbeitsstunden schuf sie aus den verwahrlosten mittelalterlichen Ruinen den Jugendklub Normannstein, ein kleines Schmuckstück. Hier oben sind nun die jungen Leute so gut wie zu Hause, für jeden Mauerstein fühlen sie sich verantwortlich. Und für die nächsten zehn Jahre haben sie ihre Aufgabe, denn die Arbeit auf der Burg nimmt kein Ende.

Daß der Jugendklub Normannstein nunmehr sein zweijähriges Bestehen feiern kann, daran haben auch die Grenzsoldaten Anteil. Die Lichtleitung den steilen Weg hinauf haben sie mit verlegt, haben so manches Mal mit zugepackt, wenn's nottat. Was wunder, daß sie den originellen Jugendklub ein bißchen auch als ihr Werk ansehen und gern heraufkommen, zumal, als sich die Neuigkeit von der 1. „Burg-Party der Freundschaft" herumgesprochen hatte.

Zwei sehr abwechslungsreiche Tage waren vorbereitet worden. Gewiß wäre es leicht gewesen, einige Berufskünstler auf die Burg zu bitten und eines der allzu üblichen sogenannten bunten Programme vorzuführen. Jedoch aus eigener Kraft ein solches Fest zu gestalten, mag vielleicht weniger Geld kosten, aber viel mehr Mühe und Liebe zur Sache. Und dies spürte wohl jeder, der dabei war: Daran hat es nicht gemangelt.

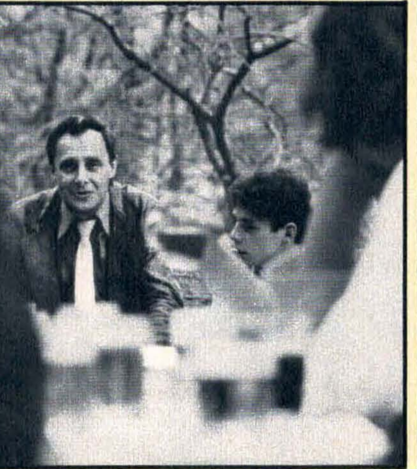


Früher Nachmittag. Auf dem Programm steht eine Literaturrunde mit dem Schriftsteller Edmund Aue. Unter den riesigen Bäumen im Burghof haben sich Grenzsoldaten, Bewerber für militärische Berufe, Jugendliche im Blauhemd aus Treffurts Schulen zusammengefunden. Literatur über den Grenzeralltag ist das Thema der Unterhaltung. Aufmerksam hört Genosse Bernd Liebe zu. Als Kraftfahrer arbeitet er in der Zigarrenfabrik Treffurt, der größten unseres Landes übrigens. Dort gehört er zur Leitung des Reservistenkollektivs. Hier in Treffurt hat er an der Staats-

Stundenlang hätten die sowjetischen Freunde dabeistehen mögen, als die Burg gemalt wurde. Aber es war noch viel zu erleben . . .



Aus seinem Buch „Im Sommer sieht alles ganz anders aus" liest der Schriftsteller Edmund Aue



grenze gedient, drei Jahre lang. Postenführer war er. Eines Nachts, die Grenze schien ruhig und wie im tiefsten Frieden, kam seine Bewährungsstunde: Daß eine Grenzverletzung vereitelt werden konnte, war seinem entschlossenen, klugen Handeln zu danken. Nein, er war kein Held, aber ein zuverlässiger Grenzsoldat, der seinen Auftrag verantwortungsbewußt erfüllte. Auch dafür die Auszeichnung mit der Verdienstmedaille der NVA in Bronze, auch dafür die Reise zu einem Treffen junger Sozialisten nach Berlin. Unvergeßlich für ihn, wenngleich das schon gut zehn Jahre zurückliegt.
Heute sorgt der Unterfeldwebel der Reserve weiter mit für Ruhe und Sicherheit in seiner Stadt, als freiwilliger Grenzhelfer. „Was ich im Grenzdienst gelernt habe, das will ich an die Jüngeren weitergeben, denn wir dürfen wirklich keinen Augenblick sorglos sein – die Ruhe täuscht gewaltig. Ich habe zwei kleine Töchter, und die sollen in Frieden aufwachsen. Darum bleibe ich ein Grenzer, auch wenn ich längst Reservist bin", sagt uns Genosse Liebe.

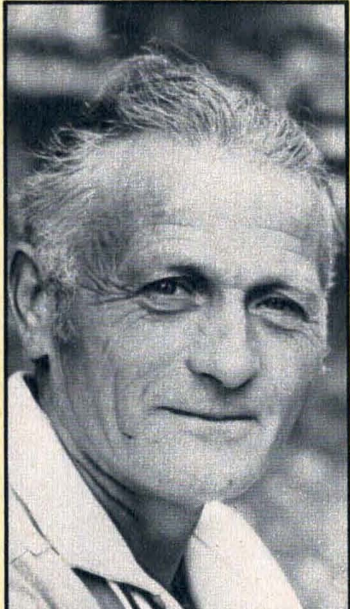


Zweiter Tag. Der Singeklub „Hermann Jahn" der Grenztruppen der DDR ist in der Stadt. Früh am Morgen geben die uniformierten Musikanten ein Konzert für die jüngsten Treffurter. Im Kindergarten. Für die Kleinen wie für die Großen ist es ein schönes Erlebnis und ein großes Vergnügen, obendrein sogar noch miteinander zu singen. Danach ziehen die Soldaten hoch auf die Burg, um für den Nachmittag Instrumente und Tontechnik vorzubereiten. Dort ist das Burg-Fest längst wieder in vollem Gange: Grenzsoldaten und verdienstvolle Parteiveteranen sitzen zusammen, die alten und die jungen Kämpfer. Unter ihnen drei Waffenbrüder von der sowjetischen Partnereinheit. Gedankenaustausch, Erinnerungen, viele Fragen der Jungen an die Älteren, russische und deutsche Sätze. Plötzlich stehen zwei auf, umarmen sich. Viktor, ein zwanzigjähriger Sowjetsoldat, kommt fast genau aus jener Gegend Sibiriens, die auch der Parteiveteran Alfred Friedrich gut kennt – die er als Kriegsgefangener erlebt hatte. Nur schlecht kann Genosse Friedrich



. . .wie z. B. diese Feldgalerie, aufgebaut vom Haus der NVA Erfurt





Eugen Manegold, Zugführer der freiwilligen Grenzhelfer

seine Bewegung verbergen: „Euer Waffenbruder hier könnte gut und gerne mein Sohn sein. Als ich so alt war wie er, war ich auch als Soldat in einem anderen Land, in seinem. Nur – er dient im Frieden und für den Frieden. Und ich hatte damals einen furchtbaren, dreckigen Krieg hinter mir. Wie gerne würde ich heute einmal nach Sibirien reisen! Damals habe ich dort die Antifa-Schule besucht, habe gelernt, habe sowjetische Freunde gefunden, habe mit Genossen vom Nationalkomitee ‚Freies Deutschland' zusammengearbeitet. Darüber kann ich euch noch viel erzählen. Und drum bin ich froh, daß ich zu diesem Burgfest eingeladen bin und mit euch und euren Waffenbrüdern zusammensein kann. Ich weiß, wir haben eine gut bewachte Grenze. Und ich weiß auch, die da vorn stehen, auf die ist Verlaß. Dafür will ich euch einmal die Hand drücken."
Eine kleine Episode nur in diesem herzlichen Beisammensein, gewiß. Aber doch eine, des Aufhebens wert.

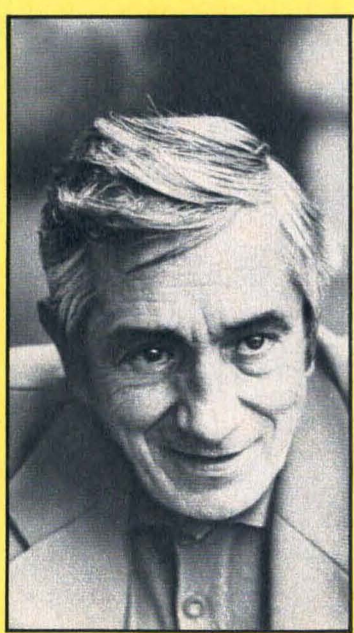


Würziger Soljankaduft und die Ermahnung, nun aber wirklich zum Essen zu kommen, rufen Jung und

Alt in die Gaststube. Hier ist inzwischen eine Frau am Werke, die in Treffurt jeder kennt – Inge Luhn. Als gelernte Köchin arbeitet sie „bei unseren Soldaten", wie sie sagt. Der Hauptfeldwebel mag es mir nachsehen, aber die wirkliche Mutter der Kompanie ist Frau Luhn. Mancher Soldat vertraut sich ihr an, viele haben schon ihre Einsatzbereitschaft in besonderen Situationen erlebt, alle aber sagen: „Bei Frau Luhn schmeckt's wie zu Hause." Inge Luhn hat sich noch auf andere Art verdient gemacht. Umsichtig, wachsam und beherzt hat sie in langen Jahren mit dazu beigetragen, daß Grenzverletzungen verhindert wurden. Diese bescheidene, mütterliche Frau hat ein großes Herz für die Soldaten und einen wachen Verstand für das, was wir so nüchtern Sicherung unserer Staatsgrenze nennen.



Neue Gäste im Burghof; das „Panorama-Sextett" aus Erfurt, die musikalische Ablösung für den Singeklub „Hermann Jahn". Es beatet, popt und rockt, daß es nur so schallt durch den sonst so verträumten, stillen Wald rund um die Burg. Unterhalb der Burgtreppe zeigt das Haus der NVA Erfurt eine Feldgalerie. Viele Gäste haben sich



Treffurts Bürgermeister Georg Sebon, einer der dienstältesten Stadtväter unseres Landes

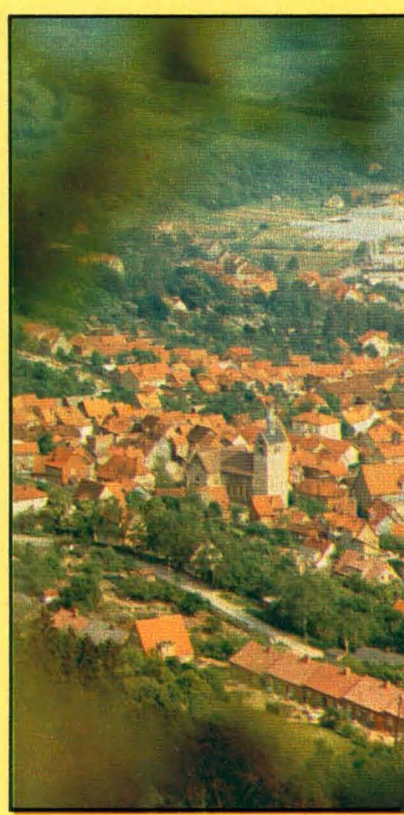
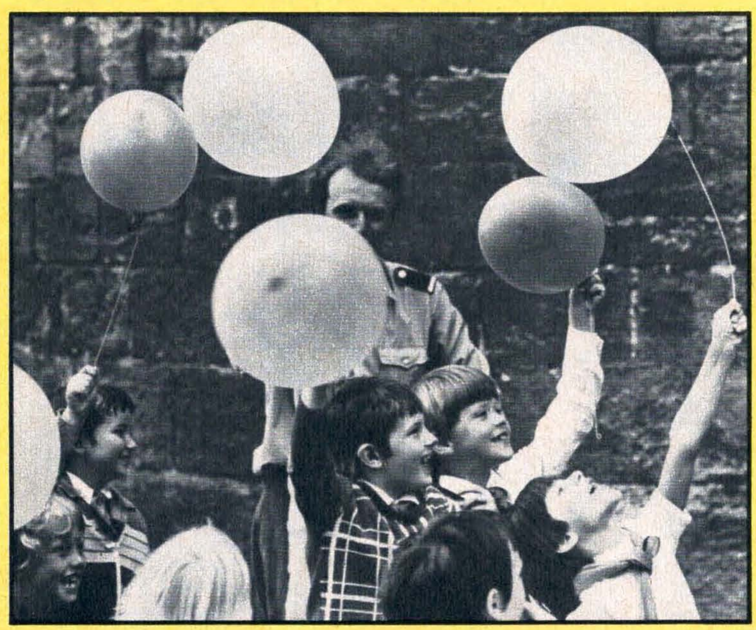
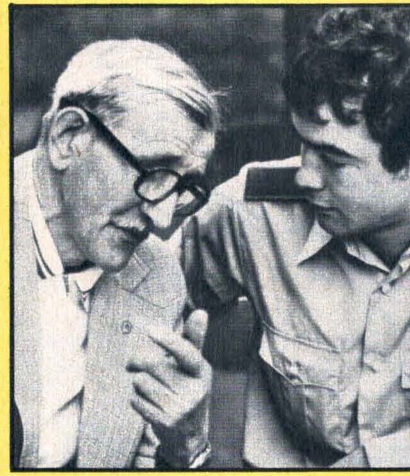
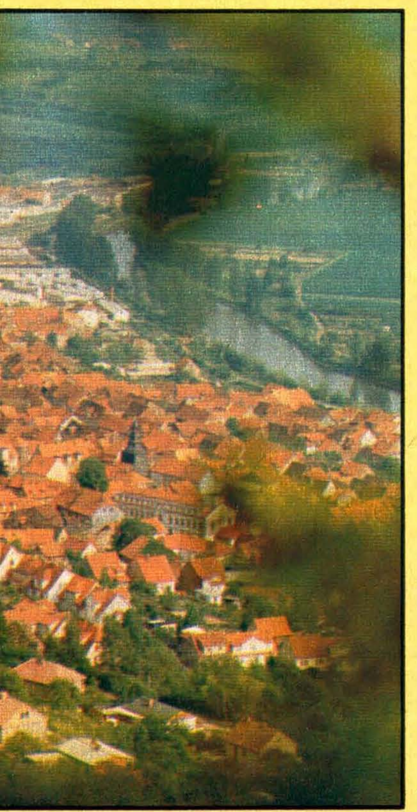


Bild links: Der Singeklub „Hermann Jahn" der Grenztruppen der DDR gibt ein Frühkonzert für die jüngsten Treffurter

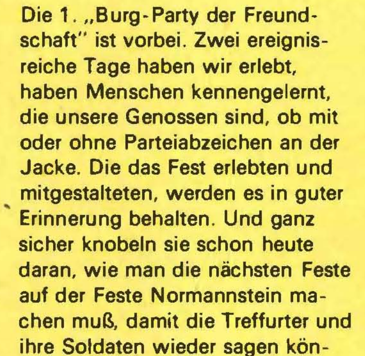






zu der kleinen Kunstausstellung unter freiem Himmel eingefunden. An anderer Stelle ist eine Staffelei aufgestellt. Ein Mitglied des „Offenen Studios für bildnerisches Volksschaffen" Erfurt, das der Maler Albert Habermann leitet, malt die Burg, wie sie sich in der frühen Nachmittagssonne zeigt. Wenige Meter weiter ein Schießstand; die Kameraden der GST brauchen sich über mangelnden Zulauf nicht zu beklagen. Familien sind mit ihren Kindern heraufgezogen. Getränke und ein kleiner Imbiß reichen für alle. Unter einer uralten Buche sitzt ein Trüppchen beim kühlen Bier – freiwillige Grenzhelfer. Der Zugführer, Genosse Eugen Manegold, gibt der AR ein kleines Interview: „In unserem Zug sind Männer zwischen zwanzig und sechzig. Jeder hat seine festen Aufgaben, jeder gibt seine Freizeit dafür her, jeder strengt sich bei der Ausbildung an. Ein besonderes Erlebnis? Na ja, das liegt nun schon ein paar Jahre zurück, als unsere Grenze noch nicht so gut gesichert war wie jetzt. Ich saß mit meinem Freund beim Angeln. Alles war ruhig. Da entdeckten wir, wie einer von drüben zu uns ‚rübersteigt. Mein Freund und ich haben ihn festgenommen und der Grenzkompanie übergeben. Ein ehemaliger Fremdenlegionär war's. Die Grenzkompanie? Sind in Ordnung, die Genossen. Wir kennen uns doch alle, sind ja auch oft zu Kompanieabenden eingeladen. Eine Auszeichnung? Ja, die Medaille für vorbildlichen Grenzdienst hab ich. Und seit sechsundzwanzig Jahren mach ich das nun schon, mit dafür zu sorgen, daß unsere Grenze sauber bleibt. Genau genommen: Das macht hier jeder."





Die 1. „Burg-Party der Freundschaft" ist vorbei. Zwei ereignisreiche Tage haben wir erlebt, haben Menschen kennengelernt, die unsere Genossen sind, ob mit oder ohne Parteiabzeichen an der Jacke. Die das Fest erlebten und mitgestalteten, werden es in guter Erinnerung behalten. Und ganz sicher knobeln sie schon heute daran, wie man die nächsten Feste auf der Feste Normannstein machen muß, damit die Treffurter und ihre Soldaten wieder sagen können: „Schön war's."

Text: Karin Jaeger
Fotos: Manfred Uhlenhut

EIN TEPPICH



FÜRS GELÄNDE

Das kann doch nicht wahr sein, Teppiche im Gelände? Was soll das, leben wir im 17. Jahrhundert wo feudale Feldherren ihre Plätze im Feldlager mit Teppichen auslegten und sich Gobelins ins Zelt hingen? Natürlich nicht, deshalb wollen wir auch schön auf dem Teppich bleiben.

Die in unserem Aufmachungsfoto verlegte Vierband- und Doppelbandfahrbahn wurde von jenem TATRA-813-Spezialfahrzeug ausgelegt, das aus der benachbarten ČSSR stammt und dort als Teppichleger „Vosovky" bekannt ist. Also doch Teppiche im Gelände! Ja. Aber solche, die der Truppe dienen, ihrem Vorwärtskommen auf schwer passierbaren Kolonnenwegen, an An- und Abfahrten von Brückenübersetzstellen und überall dort, wo der Boden den marschierenden Einheiten Schwierigkeiten bereitet.

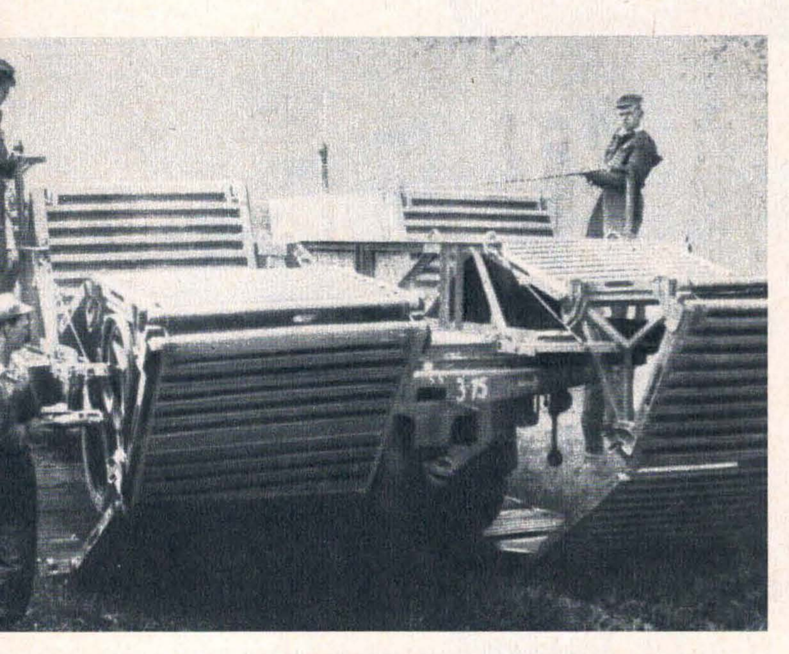
Schwere Böden zu verfestigen ist wahrlich nicht neu. Reisiggeflecht, Faschinen, Knüppeldämme waren schon von jeher geeignete Hilfsmittel, um Fahrzeugen und schwerem Gerät durch unwegsames Gelände den Weg zu bahnen. Denken wir nur an die Gefechte und Schlachten der Roten Armee im Großen Vaterländischen Krieg. Da

ging es beispielsweise in den Weiten Belorußlands über breite Sumpfgebiete, über hunderte Kilometer verschlammter Straßen, durch Geländeabschnitte, die als unpassierbar bezeichnet wurden. Insbesondere für Panzer. Und gerade in solchen Abschnitten griffen die T-34 und IS an! Viele Kilometer lange Knüppeldämme hatten die Pioniere gebaut. Eine schmale „Straße" mit Tücken. Wer von ihr abkam, blieb im Sumpf und Morast mitunter für immer stecken. Aber dennoch war der Damm die Rollbahn ins Gefecht.

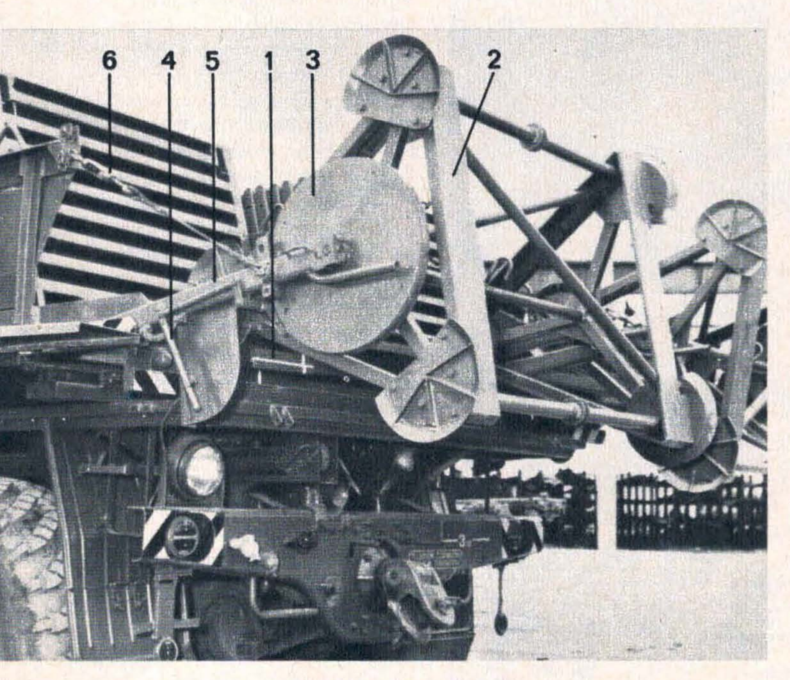
Faschinen, Knüppeldämme und andere Behelfsbahnen sind auch angesichts der technischen Mittel von heute nicht abgeschrieben oder gar verschmäht. Sie werden immer dort zu finden sein, wo der Teppichleger nicht hin kann, wo seine Möglichkeiten nicht ausreichen.

Sehen wir uns im folgenden das Teppichfahrzeug etwas genauer an. Der „Vosovky" besteht aus dem modifizierten geländegängigen LKW TATRA-813 mit einer Aufnahme- und Verlegeeinrichtung und dem Metallteppich (siehe Foto). Das Basisfahrzeug hat, abweichend vom Serientyp, eine geteilte Seilwinde mit zwei Windenseilen. Die Aufnahme- und Verlegeeinrichtung ist an den Längsträgern der Fahrzeugpritsche befestigt. Sie enthält zwei Kassetten mit je 40 Teppichplatten, die mit einer Neigung von 20° auf zwei Trägern des Kassettenbodens lagern. Mit einem Hebezeug können sie ausgewechselt werden.

Ein spezieller Ausleger mit zwei Abwickeltrommeln legt die Teppichplatten als Bänder ab. Er ist auf einem verstellbaren Schlitten verschraubt und auf einem Hilfsrahmen gleitend gelagert. Zwischen Abwickeltrommel und Auslegerarm befindet sich eine Bremstrommel, die das Teppichband beim Verlegen abbremst. Die Teppichbänder können bis 3,95 m breit verlegt werden. Der Abstand zwischen den Bändern beträgt 1,35 m. Die Verlegebreite wird mit der Kassettenverstelleinrichtung reguliert. Sie verschiebt seitlich die Kassetten in die gewählte Stellung.



Während der Erprobung des Teppichlegers „Vosovky" in der Tschechoslowakischen Volksarmee vor einigen Jahren. Aus den gewonnenen Erfahrungen konnte ein modernes mechanisiertes Gerät in die Serienproduktion gehen.



Der Ausleger des „Vosovky": 1 – verstellbarer Schlitten, 2 – Abwickeltrommel, 3 – Bremse, 4 – Bremshebel, 5 – Auslegerarm, 6 – Auslegerseil

An einem kastenförmigen Querträger im Vorderteil der Pritsche sind zwei Umlenkrollen angebracht, über die die Windenseile nach oben zu den Rollen an den abklappbaren Stützen der Kassetten geführt werden. Diese Seilführung gestattet das Zurückziehen der Teppichplatten aus der Einsatzlage in die Kassetten.
Was kann alles mit den Teppichen „gebaut" werden? In erster Linie natürlich Fahrbahnen. Zum Befestigen von An- und Abfahrten können die Teppichbänder so verlegt werden, daß verschiedene Fahrbahnvarianten entstehen. Im Normalfall genügt die Doppelbandfahrbahn mit variablen Abständen entsprechend der Spurweite der Ketten- und Radfahrzeuge. An schwierigen Geländeabschnitten, zum Beispiel an Brückenköpfen, können Drei- bis Sechsbandfahrbahnen verlegt werden. Hat die An- oder Abfahrt eine Neigung von über 20°, ist das Teppichband zu verankern. Die gerade Verlegung des Teppichs geschieht im Rückwärtsfahren des Basiswagens und ist unproblematisch. Etwas schwieriger wird es, wenn „Kurven" notwendig werden. Der Fachmann nennt es Krümmen. Aber es geht, denn das Fahrzeug kann den Metallteppich in solche Krümmen bis zu 20 m Innenradius verlegen. Soll dieser Radius kleiner, etwa 15 m sein, so müssen die maschinell verlegten Teppichbänder manuell umgesetzt werden. Für Kettenfahrzeuge muß der Innenradius mindestens 50 m betragen. Die Bänder sind dann in ihrer Querrichtung zu verankern. Bei älteren Typen von Teppichlegern, wie sie versuchsweise vor etlichen Jahren von unseren Pionieren erprobt wurden, war das Kurvenlegen nicht möglich. Die Breitteppiche waren zu unelastisch. Mit dem „Vosovky" ist ein großer Schritt nach vorn getan worden, um einerseits die Pionierarbeiten dieser Art weiter zu mechanisieren und andererseits der Truppe größere Hilfe beim Überwinden schwer passierbarer Geländeabschnitte zu gewähren. Der Teppich im Gelände machts möglich. *A/E*

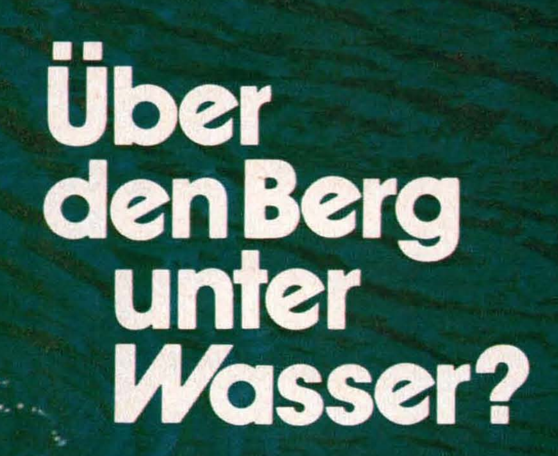
Fotos: MBD, Archiv



Der Vorläufer des leistungsfähigen Teppichlegers mit dem TATRA als Basisfahrzeug war der Metallteppich-LKW mit Breitbandteppich. Die Konstruktion ergab zwar eine relativ gute Fahrbahn, war aber zu schwer und zu „unhandlich".







Über den Berg unter Wasser?

Umständlich die Art, wie sie ins Wasser gehen. Unpassend wiederum zum Bergsteigen ihr „Kostüm". Angesichts der verwitterten Wand ist es geradezu paradox zu behaupten, dies sei der sicherste Weg für die Gruppe Sprengtaucher einer Fallschirmjägereinheit. Klarheit schafft erst die Vorstellung, wie könnte dieser Umstand im Gefecht nötig werden und verlaufen, dessen wichtigstes Element die Genossen hier am hellerlichten Tage trainieren.
Die eigenen Truppen handeln in einem Mittelgebirge. Auf der Gegenseite befindet sich ein Talsperrensystem. Der Gegner wird mit Sicherheit, wenn er sich bedrängt fühlt, die Staudämme sprengen, mehrere Täler so für längere Zeit unpassierbar machen. Der Vorstoß der eigenen Truppen wäre abgeblockt. Deshalb ist eine Einsatzgruppe im Rücken der gegnerischen Linien mit Fallschirmen abgesetzt worden. Gedeckt hat sie sich an das Stausystem herangearbeitet. Sie klärt die einzelnen Becken auf und entdeckt, die Sperrmauern sind zur Sprengung vorbereitet. Doch streng bewacht ist das Terrain der Hydroanlagen. Nur oberhalb einer bröckelnden und noch teils überhängenden Wand patrouillieren keine Sicherungskräfte. Das Stück ist eben nicht begehbar. Gerade solch eine Stelle suchten die Taucher zu finden.
Sie warten die Dunkelheit ab. Ziehen die beim Absprung mitgeführte Taucherausrüstung über und gehen über die Wand. Gehen? Sie tasten sich buchstäblich von einem Felskrümel zum anderen. Fallende Steine würden sie verraten. Fingerspitzengefühl und viel Kraft kostet die Tour und dauert fast eine Stunde. Der Tauchgang wird demgegenüber geradezu ein Spaziergang. Und als die Sprengsätze entschärft sind, gehen die Taucher nun auch nicht höflich grüßend am Posten auf der Staumauer vorbei. Sie steigen über die Wand.

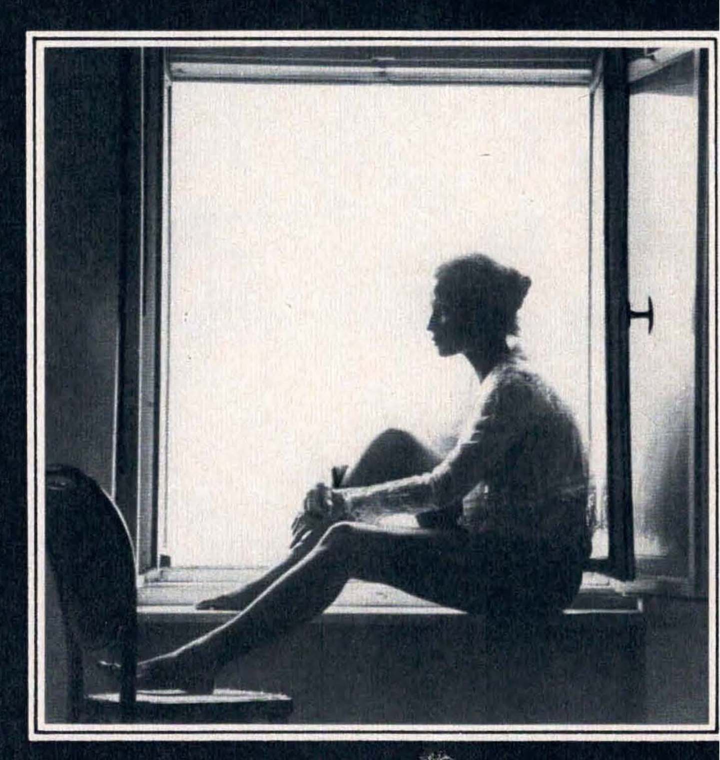
Bild und Text:
Oberstleutnant Ernst Gebauer

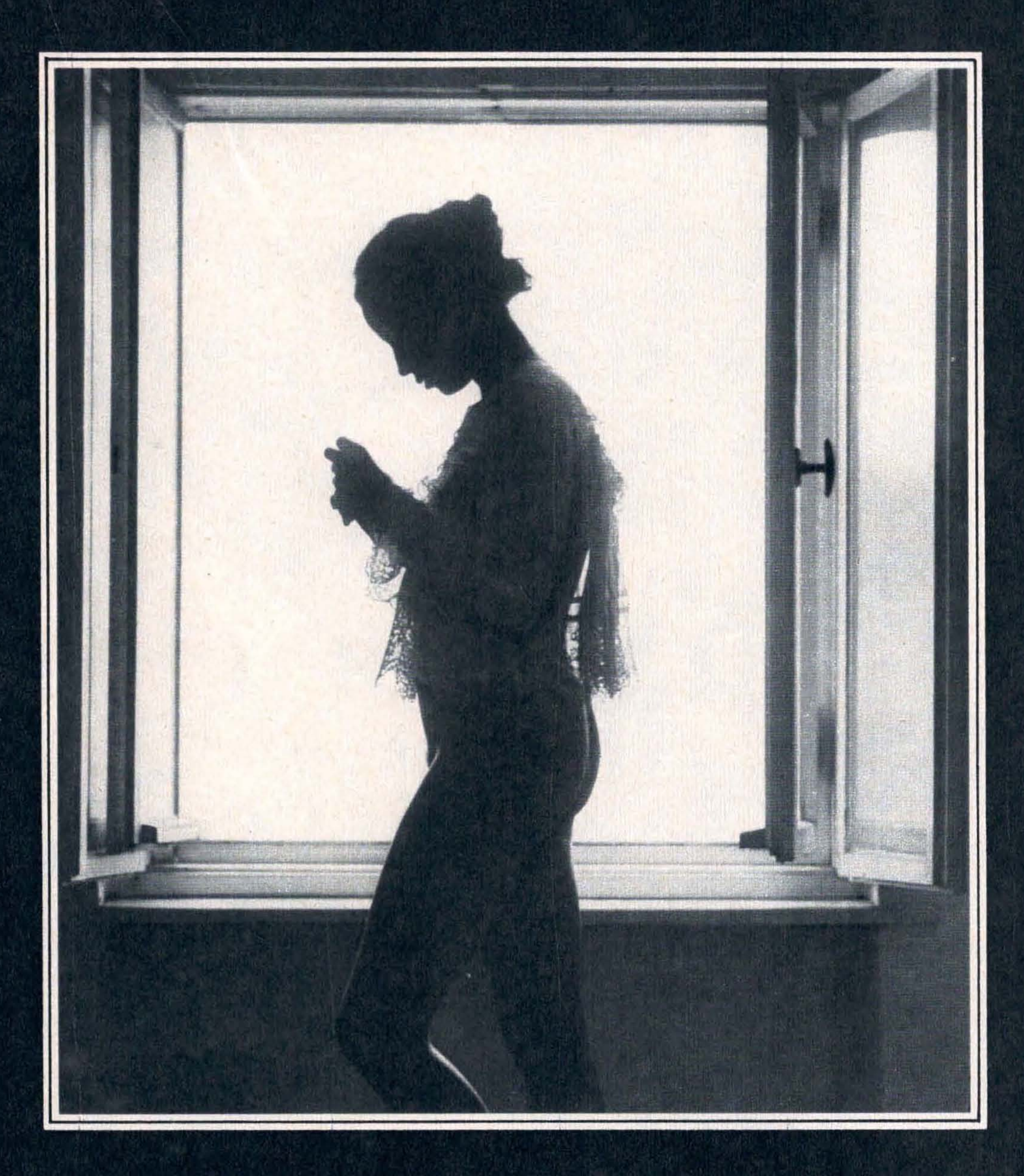




Mondrose

Fotos: Manfred Uhlenhut





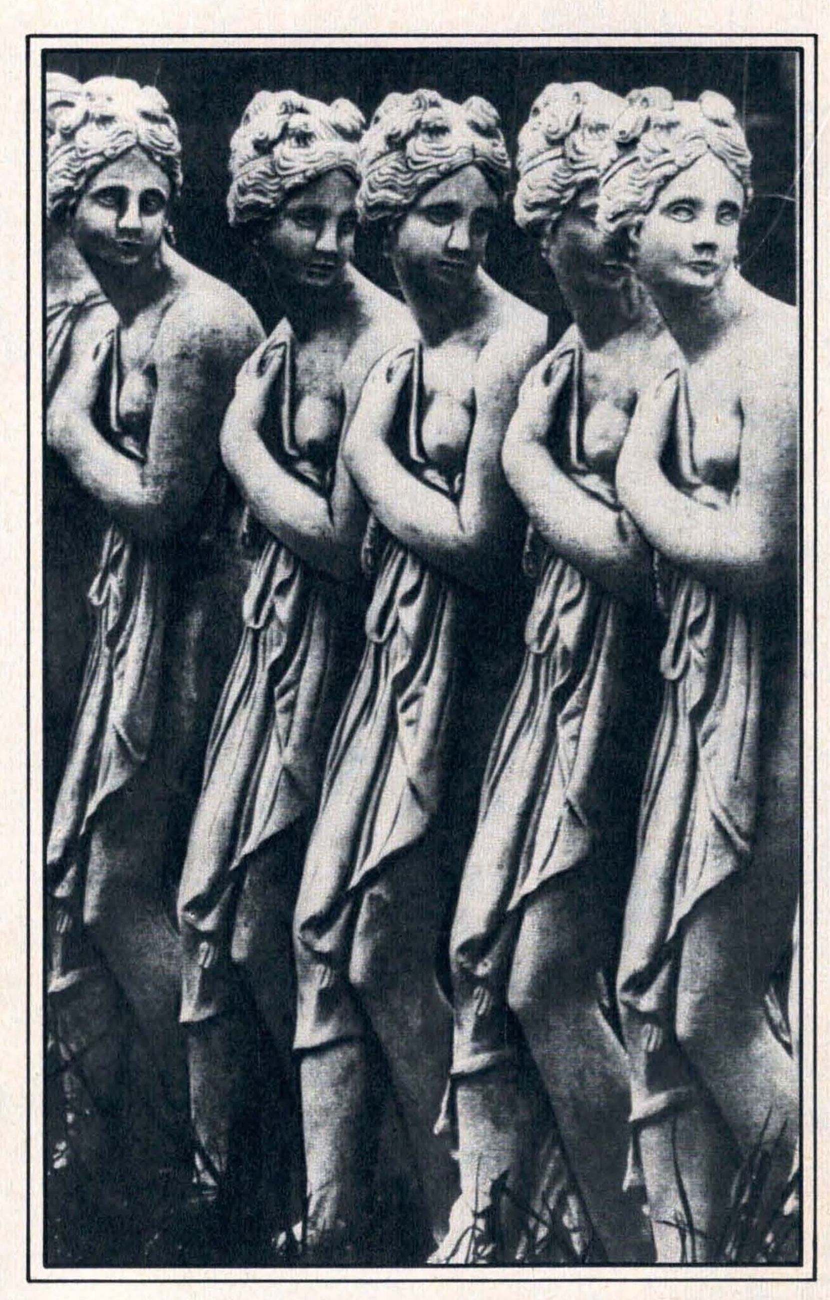
Komm in mein Zimmer, wenn Mondlicht ist.
Es hat sieben Fenster mit Seidengardinen.
Die werden vom vollen Mondeslicht
Wie Rosenblätter durchschienen.

Das bin ich sicher: du hast noch nicht
In einer Rose gelegen.
Wir lassen uns vom Mondeslicht
Im Innern der Rose bewegen.

EVA STRITTMATTER

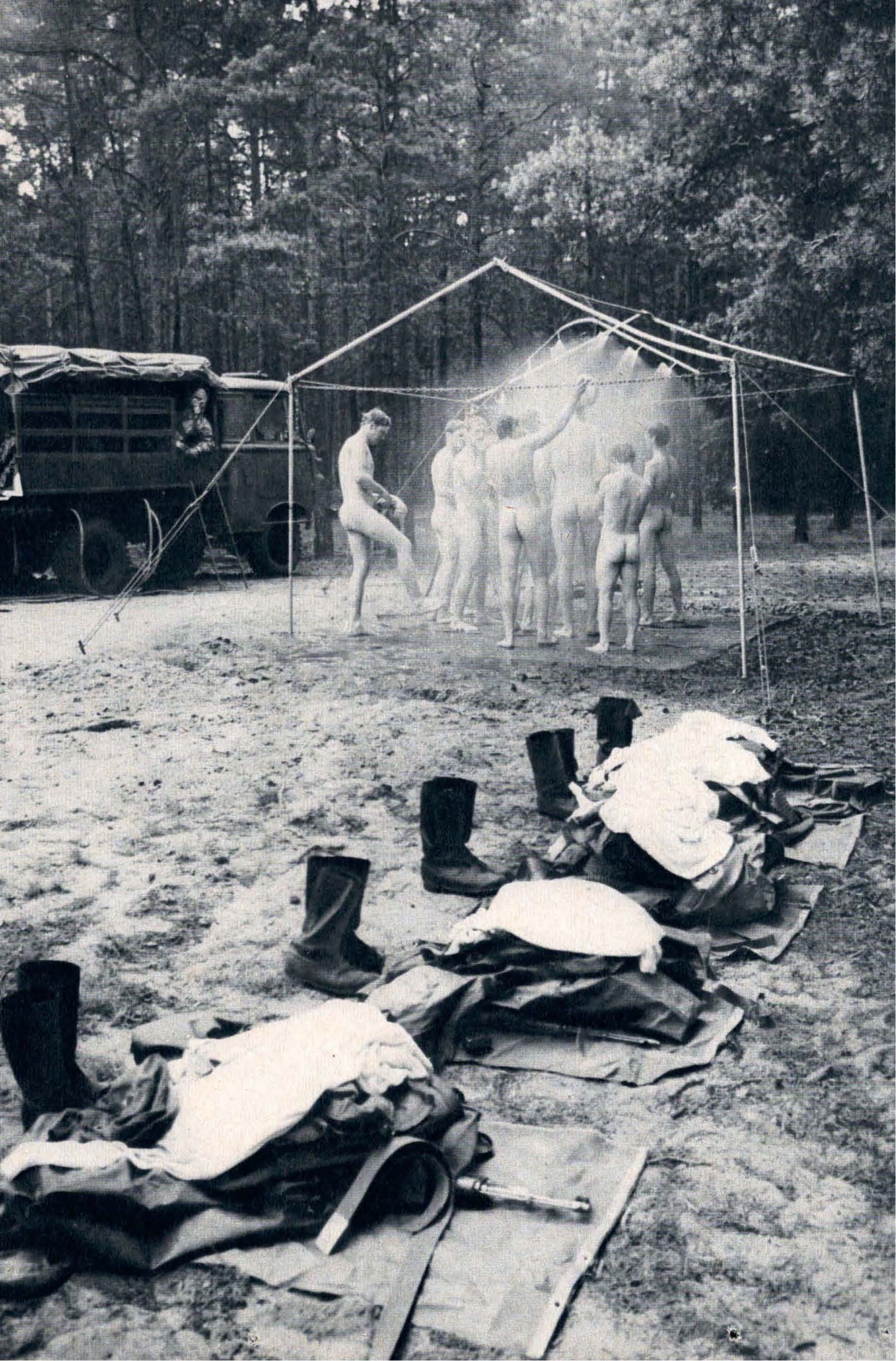

ar





„Die Jungs von den Rückwärtigen Diensten sind aber auch nicht ohne!"

Fotos: VA/Bredow, ADN/ZB



MIT SCHMINKE UND GEWEHR

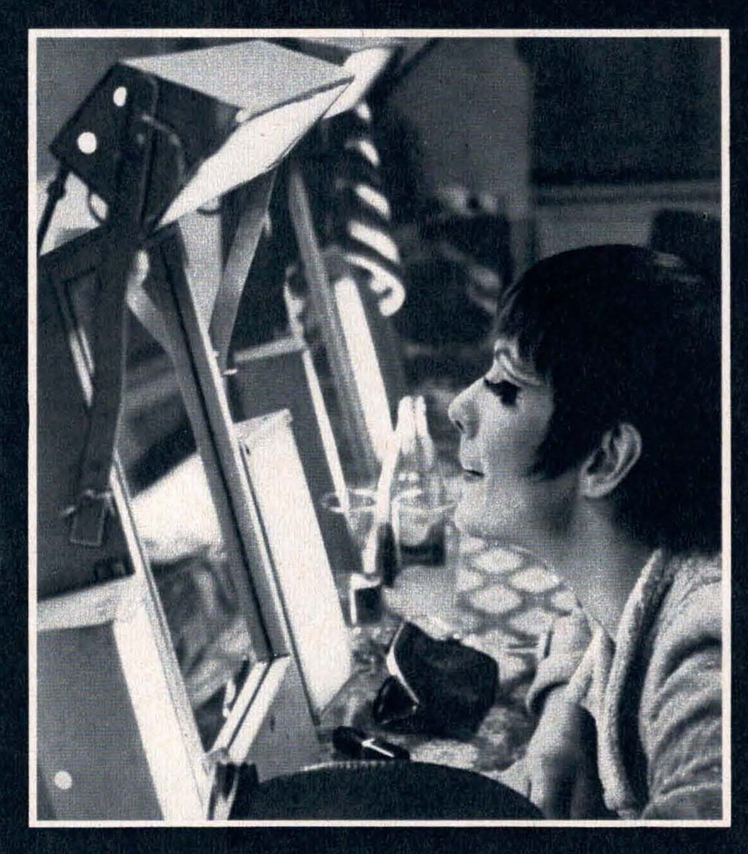


Wirklich, bei ihr steht ein Gewehr neben der Schlafcouch. Hab ich selbst gesehen. Nicht zum Schutze von Tugendhaftigkeit oder hochkarätigen Erbschmucks braucht sie es. Die handliche Knarre gehört zu ihrer Ausrüstung wie Ankleb-Wimpern, Schminke in allen Regenbogenfarben, Step-Schuhe und Traumgewänder. Dergleichen ist nötig, will man auf der Bühne eines hauptstädtischen Theaters die Hauptrolle in einem amerikanischen Musical spielen. Und genau das tut Gundula Gouby. Neben genannten Requisiten hat das hübsche Mädchen noch allerlei Bemerkenswertes zur Hand – all das nämlich, was sie buchstäblich im Schweiße ihres Angesichts gelernt hat („Zehn Minuten steppen, und ich bin klitschnaß."). Als sie gerade vier Kerzen auf ihrem Geburtstagskuchen auspusten konnte, war sie schon Ballettschülerin – früh krümmt sich, was dereinst Blumen, Beifall und ein zufriedenes Publikum haben will. Dann erst lernte sie richtig sprechen; nur Kenner hören heute noch die gebürtige Leipzigerin heraus. Nach fünf besonders schweren und besonders schönen Jahren kam der Tag, an dem sie ihr Staatsexamen in der Hand hielt. „Mit ‚Sehr gut' bestanden", steht darauf. Gesang und Klavier hat sie studiert an der Musikhochschule „Hanns Eisler" in Berlin. Außer Oper und Operette kann sie alles singen – Volkslieder, Schlager, Chansons, Jazz, Musical („Moment, jodeln kann ich auch nicht."). Eine solide Schauspielausbildung und die Kunst, sich auf einer großen Bühne richtig zu bewegen, machen ihr Rüstzeug komplett.

Nach dem Hochschulstudium hatte sie noch nicht genug („Man denkt wunder, was man schon kann, dabei fängt die Lernerei erst an."). Ihre erste Rolle im Fernsehen der DDR – noch als Studentin – war eine Nonne in Gerd Natschinskis „Dekameronical". Er erkannte ihre Begabung und nahm sie in eine von ihm geleitete Qualifizierungsgruppe für Musical-Darsteller auf. Zwei zusätzliche Jahre wurde dort hart weitergelernt. Und die Mühe war nicht vergebens: Oberspielleiter Joachim Franke vertraute ihr die Hauptrolle in seiner Inszenierung des Musicals „Annie get your gun", zu deutsch „Annie, nimm dein Gewehr", im Metropol-Theater an. Mit ihren 22 Jahren dürfte sie wohl die jüngste Musical-Hauptdarstellerin gewesen sein auf diesen Brettern, die fortan ihre Welt bedeuten sollten.

Sie nahm die Chance ernst genug („So was kommt im Leben einmal und nie wieder".). Und Gundula erzählt uns: „Ein dreiviertel Jahr habe ich an der Rolle gearbeitet. Neben dem Riesen-Sprechtext muß ich neun Gesangstitel bringen, muß die Choreographie der vielen Tänze und Tanzbilder im Kopf haben, muß singen, steppen, spielen, tanzen, mit dem Schießprügel herumballern – eben die Annie sein. Ich hab wirklich gearbeitet wie besessen; mich konnte man nachts um drei wecken,







Autogramm-Anschrift:

Gundula Gouby
Metropol-Theater
108 Berlin

ich hatte die Rolle drauf. Im Ballettsaal war ich früh die erste; üben, üben. Die Gesangsnummern habe ich durchgesungen, bis ich sie selbst nicht mehr hören mochte – ich wollte es ganz einfach schaffen. Es wäre doch schlimm, hätte ich alle diejenigen enttäuscht, die mir als kleiner Anfängerin eine so große Aufgabe zugetraut hatten. Und außerdem wollte ich zeigen, daß die gute Ausbildung, die mir unser Staat von Kind an ermöglichte, auch endlich Früchte trägt. Nebenbei bemerkt: In den zwei Monaten Probenarbeit habe ich sechs Kilo abgenommen. Nicht schlecht, was?"

Das gertenschlanke Mädchen hat's nun wahrlich nicht nötig, um ihre Figur zu bangen. Eine gute Figur gab sie dann schließlich bei der Premiere ab. Eine gelungene Aufführung und eine beachtliche Leistung der jungen Hauptdarstellerin, darin waren sich Zuschauer und Fachkritik einig.

Wer mit 22 als Leutnant das erste Mal vor seinem angetretenen Zug steht, wer als frischgebackene Lehrerin die erste Unterrichtsstunde beginnt, wer als Krankenschwester seine erste Spritze gibt, der weiß wohl, was Lampenfieber ist. Jeder kennt die Stunde der Wahrheit, wo er beweisen muß, was er gelernt hat. Nur muß es nicht jeder vor aller Öffentlichkeit tun wie der Künstler auf der Bühne. Hunderte von Augen sehen jede Bewegung, Hunderte von Ohren hören jeden Ton, hunderte verschiedener Erwartungen wollen erfüllt sein, und obendrein steht's am nächsten Tag in der Zeitung, wie gut oder wie schlecht man war. Da muß eine schon wissen, daß der Beruf nicht nur Zuckerlecken ist, sondern Schinderei bedeutet und nie Feierabend, vor jeder Vorstellung ein Gefühl im Magen wie zur Physik-Prüfung, ewiges Lernen und ewiger Neubeginn. Er be-

deutet auch, nicht nur Freunde zu haben, sondern manche zu wissen, die den Erfolg, das Talent, ja selbst das gute Aussehen neiden. Hatte sie es sich so vorgestellt? „Ich hab doch ein riesiges Glück, hab mit Anfang zwanzig das, wovon mancher sein Leben lang träumt – ein Engagement an einem weltbekannten Theater der Hauptstadt. Hier kann ich tanzen, singen, spielen, die Leute zum Lachen bringen, darf romantisch sein und lustig, darf immer etwas Neues ausprobieren. Ich weiß, daß mir noch viel fehlt, daß ich mich um Himmels willen nicht vergleichen kann mit so großartigen Künstlerinnen wie Liza Minelli oder Barbara Streisand. Ich sage mir aber: Du stehst am Anfang, hast alle Möglichkeiten, also nutze sie und arbeite an dir."

Im Ensemble lobt man ihren Fleiß und ihre Kameradschaftlichkeit, ihr natürliches, freundliches Wesen. Der jungen Künstlerin ist der schnelle Erfolg nicht zu Kopf gestiegen, sie ist bescheiden und normal geblieben. Das ist heutzutage schon durchaus bemerkenswert!

Als schießwütige Annie stand sie inzwischen vierzigmal auf der Bühne seit jenem Premierentag, an dem sie vor Aufregung nichts gegessen hatte und von den zwei Gläsern Sekt bei der Premierenfeier leicht in die Knie ging. Vor ihrer zweiten großen Rolle, der Ann Lane in Cole Porters „Kiss me Kate", sprich „Küß mich, Kätchen", nahm sie intensiven Step-Unterricht bei Professor Towen in Prag. Stehen diese beiden Stücke auf dem Spielplan des Metropol-Theaters, bekommt man schwer Karten. Das Musical, „des Broadways liebstes Kind", genießt auch bei unserem Publikum viel Zuneigung. Die etwas angestaubten amerikanischen Verfilmungen hatten bei uns volle Kinos. „Ja, ein eigener Musical-Film wäre natürlich eine Praline", schwärmt Gundula. Könnte wohl wirklich nicht schaden, so etwas wie einen schönen bunten Revue-Film zu machen. Würden dazu ausgesuchte Zutaten verwendet, wäre dies schon eine Delikatesse.

„Delikatessen" hieß auch ein Programm, mit dem Gundula Gouby vor Armeeangehörigen im Strausberger Klub am See und vor Pasewalker Soldaten auftrat. Den Anwesenden beiderseits der Bühnenrampe hat's gefallen.

Natürlich möchte sie immer gefallen, bei jedem Auftritt, in jedem Stück. Ihr Tagesablauf zeigt, wie schwer sie es sich macht mit dem, was dann auf der Bühne so leicht und mühelos wirkt: „Schlag sieben stehe ich auf, fange schon zu Hause an mit Einstimmen und Eintanzen. Von zehn bis vierzehn Uhr ist im Theater die tägliche Bühnenprobe. Die anschließende Kritik und Regieanweisungen muß ich noch verdauen, bis ich endlich Mittag essen kann. Dann leg ich mich eine Stunde hin. Punkt siebzehn Uhr stehe ich im Ballettsaal, übe schwierige Stellen aus meinen Tänzen, steppe mich in Schweiß. Zehn Minuten duschen, dann ab zum Schminken und Ankleiden. Und dann sitze ich in meiner Garderobe und warte, bis das sogenannte Einrufen aus dem Lautsprecher ertönt: ‚Gundula Gouby, bitte auf die Bühne!'"



Text: Karin Jaeger
Fotos: Manfred Uhlenhut

Schwierigkeiten hat, er kann Mittel und Wege finden, den Frauen zu helfen. So wird es meine Frau auch schaffen, mit allem fertig zu werden!"
Sie sprachen dann noch recht ausgiebig über das Sozialprogramm der SED und kamen auch so zur Problematik effektiver Produktion. Weil eben das eine ohne das andere nicht möglich ist.

DIE EINS

Wie oft mag er schon den knappen Raum zwischen Fenster und Tür, Schreibtisch und Schrank mit seinen Schritten ausgemessen haben? Sehr oft sicher. Denn er hält es nie hinter dem Schreibtisch aus. Nur so lange er telefonierte, blieb er still sitzen. Um so temperamentsvoller war – man sollte es so nennen – seine Stimme: „... der soll erst hingehen, soll erkunden, und dann fahren. Und das ist ein Befehl: Der Zugführer bleibt zur Sicherung des einen Kfz draußen. Der Feldwebel bringt mit dem anderen die Leute rein. Haben Sie mich verstanden? So, dann sagen Sie ihm das!"
Nun ging er wieder vom Fenster zur Tür. Major Pattloch, Chef der Grenzkompanie, überschlug nüchtern seine Chance für eine gute Zensur, was man gerade von ihm, dem Alten weit und breit unter den anderen Chefs, erwartete. Die Kontrollgruppe wollte seine Kompanie zuerst auf den Wartungszustand der Waffen und die Sicherheit und Ordnung im waffentechnischem Bereich überprüfen. Gehupft wie gesprungen, der Kompanie blieb nur noch der eine Abend, eventuell noch die Nacht. Dazu saß auch noch die Hälfte im Schnee fest. Festgefahren, ach er könnte... Die bereits eingetroffenen Genossen wurden durch ihre Gruppen- und Zugführer dem Major gemeldet. Einer nach dem anderen gab dabei die Dienstdokumente zurück. Der Major spürte, er schaute in schon wissende Gesichter. Die bevorstehende Kontrolle hatte sich schnell herumgesprochen. Er konnte sich vieles sparen.
„... das Ziel ist die Eins!" Wieder ging Major Pattloch vom Schreibtisch zum Schrank, vom Schrank zum Schreibtisch. „Ihr wißt, wer gut ist, wird in Ruhe gelassen, weil man weiß, bei dem stimmts. Finden die was, sind wir alle Nase lang dran. Das stört uns, das stört den Dienst!" Er wendete sich ab, schaute zum Fenster hinaus. Ist das überhaupt ein Argument? Er ärgerte sich, so banal gewesen zu sein. Aber ist es nicht so? Zu den Genossen gewandt, sprach er weiter: „Es ist schon ein Unterschied, ob man seine Waffe nur für ein paar Stunden aus dem Ständer nimmt, mit ihr exerziert oder ob man Tage und Nächte als Grenzer damit durch Wald, über Stock und Stein mit ihr geht."
„Wegtreten!" Noch in der Tür, „griff" sich schon der Hauptfeldwebel die Genossen. Oberfähnrich Dickert teilte sie Arbeitsgruppen zu. Die Pistolenträger schickte er ins Zimmer des Politstellvertreters, dem Spezialisten für Pistole in der Kompanie. Für die Maschinenpistolenschützen hatte er fünf Arbeitsgruppen gebildet. Offiziere und Berufsunteroffiziere leiteten sie. Mitten in diesem „organisatorischen Teil", wie es der Hauptfeldwebel nannte, drängte der Rest der Kompanie. Der junge Zugführer war doch noch mit beiden Fahrzeugen weitergekommen. Der Offizier meldete dem Kompaniechef. Unsicher in der Stimme, abwartend in der Haltung. Ob ein Donnerwetter folgte? Doch Major Pattloch nahm nur zur Kenntnis, daß man den Wagen frei bekommen hatte und nun vollzählig da wäre. Nichts, bis auf das Nötige zur Vorbereitung der Waffenkontrolle, sagte der Major. Für sich dachte er: Sieh' an, hat es das Bürschchen doch geschafft. Aber erst, wie auf der Autobahn, den Abschleppdienst rufen. Daß ich ihn draußen lassen wollte und nicht einen Soldaten, damit hatte der nicht gerechnet. Die Jungen mußten eben bei aller Liebe eine gehörige Portion Konsequenz spüren.
Noch immer wartete der Leutnant. Erst nach dem zweiten „Danke!" des Kompaniechefs verließ er heilfroh das Zimmer. Kurz danach trat recht verlegen ein Unteroffizier ein und meldete sich. Zaghaft seine Frage nach dem Urlaubschein, weil er doch „nach Dienst" schon Urlaub hätte.
„Wie sieht ihre Waffe aus?" Die Gegenfrage vom Major. „Beurteilen sie es selbst!" Es blieb still im Zimmer. Major Pattloch ging zum Schreibtisch: „Hier liegen die Urlaubscheine. Ihr bekommt sie nicht früher, als bis Eure Waffen in Ordnung sind!" Fast geräuschlos schloß sich die Tür.
Major Pattloch ging wieder vom Fenster zur Tür, von der Tür zum Fenster. „Nach Dienst", wann ist das für einen Grenzer? Seit 03.00 Uhr waren seine Soldaten auf den Beinen, seit fünf draußen. Am späten Nachmittag erst kamen sie rein. Spätestens von da ab hätte der 1. Zug Ausgang gehabt. Nun reinigten sie wie die Weltmeister. Er war zu lange Grenzer, um in der Waffenkontrolle das Übel zu sehen. Gegen 22.00 Uhr nahm der Hauptfeldwebel die ersten Waffen entgegen, sein geübtes Auge entdeckte keine Unregelmäßigkeit mehr. Gegen Mitternacht erst verließ der Kompaniechef mit seinen Offizieren und Berufsunteroffizieren die Unterkunft, gingen sie nach Hause zu ihren Familien.
Hätten die Gruppenführer nicht gut und gern die Wartungsarbeiten mit den Soldaten erledigen können? Daß es Major Pattloch unter besonderen Umständen anders hielt, war kein Argwohn gegen seine Gruppenführer. Obwohl endgültige Nachtruhe, in der Küche der Kompanie brannte bis morgens Licht. Die beiden Köche rührten Teig, siedeten Fett und brachten – als Dankeschön der Kompanieleitung für die Truppe – zum Frühstück Pfannkuchen und Bohnenkaffee auf den Tisch.
Der Hauptfeldwebel hatte sie dazu angehalten. Er war sich vor der Kontrolle schon einer guten Note gewiß, weil vom Chef bis zum Soldaten alle daran gearbeitet hatten. Er liebäugelte sogar mit der Eins. – Die Kompanie Pattloch bekam sie auch.

Raketen-U-Boote

Die Unterwasserkräfte sind die Hauptwaffengattung der sowjetischen Seekriegsflotte. Den Kern bilden die Raketen-U-Schiffe und U-Boote. Erstere gehören zu den strategischen Unterwasserkräften. Sie sind mit weitreichenden ballistischen Raketen ausgerüstet. Ihre Hauptaufgabe besteht im Bekämpfen wichtiger militärischer und ökonomischer Objekte im Hinterland des Gegners. Eine Unterklasse bilden die U-Schiffe und U-Boote, die mit Schiff-Schiff-Raketen bestückt sind. Kernkraftgetriebene U-Schiffe haben eine lange Seeausdauer in der Unterwasserlage. Sie können in große Tiefen tauchen. Ihre Geschwindigkeit speziell unter Wasser ist sehr hoch und sie fahren relativ geräuscharm. Diese Eigenschaften führen dazu, daß die Handlungen weitestgehend gedeckt erfolgen. Der Aktionsradius dieser U-Schiffe ist theoretisch unbegrenzt. Die konventionell angetriebenen Raketen-U-Boote werden vor allen Dingen im nahen und mittleren Bereich eingesetzt.

Anfang der fünfziger Jahre wurden die ersten Typen von ballistischen und Flügelraketen für Kampfschiffe der sowjetischen Seekriegsflotte entwickelt. Als Raketenträger waren sowohl Überals auch Unterwasserschiffe vorgesehen. Es begannen umfangreiche Versuche mit Raketen und ihren Trägermitteln. Erstmalig wurden auch U-Boote mit Startanlagen für Flugkörpergeschosse versehen. Dazu wurden z. B. Boote des bewährten Typs „W" verwendet. Eine der ersten Versuchsvarianten dieser Raketen-U-Boote hatte einen Raketenbehälter auf dem Achterschiff mit getrennter Startrampe, die auf dem Deck beigeklappt war. Es folgten Raketen-U-Boote mit zwei Startbehältern seitlich hinter dem Turm. In Marschlage befanden sich diese Behälter auf dem Deck. In der Gefechtslage wurden die beiden Startrampen schräg angestellt. Die Raketen wurden ausschließlich über Wasser gestartet. Nach sowjetischen Quellen hatten diese Boote eine Länge von 75 m und eine Überwasserverdrängung von 1100 ts. Die Bewaffnung bestand aus sechs Torpedorohren, von denen vier vorn und zwei im Heck eingebaut waren. Nach dem Umbau zu Raketen-U-Booten dürften die beiden Hecktorpedorohre ausgebaut worden sein. Die an Deck vorhandenen Raketenbehälter reduzierten natürlich die Geschwindigkeit der Boote beim Unterwassermarsch. Folgerichtig wurde daraufhin bei den Nachfolgetypen an Verbesserungen gearbeitet. So baute man einige Boote des Typs „W" im Bereich des Turmes vollständig um. Die nunmehr vier Startbehälter für Raketen der Unterklasse Schiff-Schiff waren in geneigter Position seitlich des Turmes in einer stromlinienförmigen Verkleidung untergebracht. Ein Boot dieses Typs war anläßlich der Feierlichkeiten zum 20. Jahrestag der DDR in Rostock zu Besuch. Parallel zu den an Deck installierten oder neben dem Turm angeordneten Startvorrichtungen kam eine neue Variante hinzu. Der U-Boot-Turm wurde vergrößert, um zwei bzw. drei senkrecht in Schächten stehende Raketen aufzunehmen. Die Torpedobewaffnung blieb erhalten und betrug je nach Typ zwischen vier und zehn Torpedorohre. Mit dieser kombinierten Bewaffnungsvariante konnte der taktische und operativ-taktische Aufgabenbereich erweitert werden. Die Möglichkeit Raketen aus schwenkbaren Behältern von Deck aus starten zu können wurde kontinuierlich weiterentwickelt. Das geschah bei den U-Booten des Typs „Frunse" und dessen Nachfolgetyp, die eine Wasserverdrängung von 4500 bis 5000 ts haben. Sie sind mit sechs bzw. acht Doppelstartern für Schiff-Schiff-Raketen ausgerüstet. Die Startvorrichtungen befinden sich auf dem Vor- und Achterschiff. In Ruhestellung werden die Raketenbehälter im Deck versenkt. In Startstellung werden die Behälter über hydraulische Systeme in eine Schräglage gebracht, in der der Abschuß erfolgt. Die Ausrüstung der U-Boote mit Raketentypen der Unterklasse Schiff-Schiff ermöglicht die Bekämpfung von Überwasserzielen auf große Entfernungen, ohne dabei selbst in den Bereich gegnerischer UAW-Waffen zu gelangen. Die Verbesserung der Antriebsmaschinen, des Schnorchelprinzips und die Erweiterung der Akkumulatorenkapazität für die E-Maschinen vergrößerten den Aktionsradius der U-Boote beträchtlich. Trotzdem blieb die Abhängigkeit von der mitgeführten Treibstoffmenge und die Beschränkung der Tauchzeit bestehen. Die Einführung des nuklearen Antriebs brachte nicht nur eine Reihe von militärtechnischen Umwälzungen, sondern führte auch zu gänzlich neuen Überlegungen hinsichtlich der Strategie und Taktik der Unterwasserkräfte in der sowjetischen Militärführung.

Die konstruktive Gestaltung und die Größe der Raketen-U-Boote hängt von verschiedenen Faktoren ab. Dazu gehören u. a. der Einsatzzweck, die Art der Antriebsanlage und die Anzahl und die Unterbringung der Raketen. Sowohl die konventionell angetriebenen Raketen-U-Boote als auch die kernkraftgetriebenen Boote und Schiffe haben eine umfangreiche elektronische Ausrüstung. Modernste Unterwasserortungsanlagen und eine weitgehende Automatisierung der Führungs- und Navigationssysteme (speziell der zweiten Generation von Raketen-U-Booten) sind weitere charakteristische Merkmale. Der Einbau von Kernreaktoren und die gleichzeitige Bestückung der U-Boote mit Raketen hatte eine Vergrößerung des Deplacements (Wasserverdrängung) zur Folge. Betrug die Verdrängung unter Wasser z. B. beim Typ „W" 1600 ts, so waren es beim kernkraftgetriebenen Typ „Frunse" bereits schon annähernd 5000 ts. Aus diesem Grunde spricht man auch von U-Schiffen.

Raketen-U-Boote älterer Art

Raketen-U-Boote mit diesel-elektrischem Antrieb

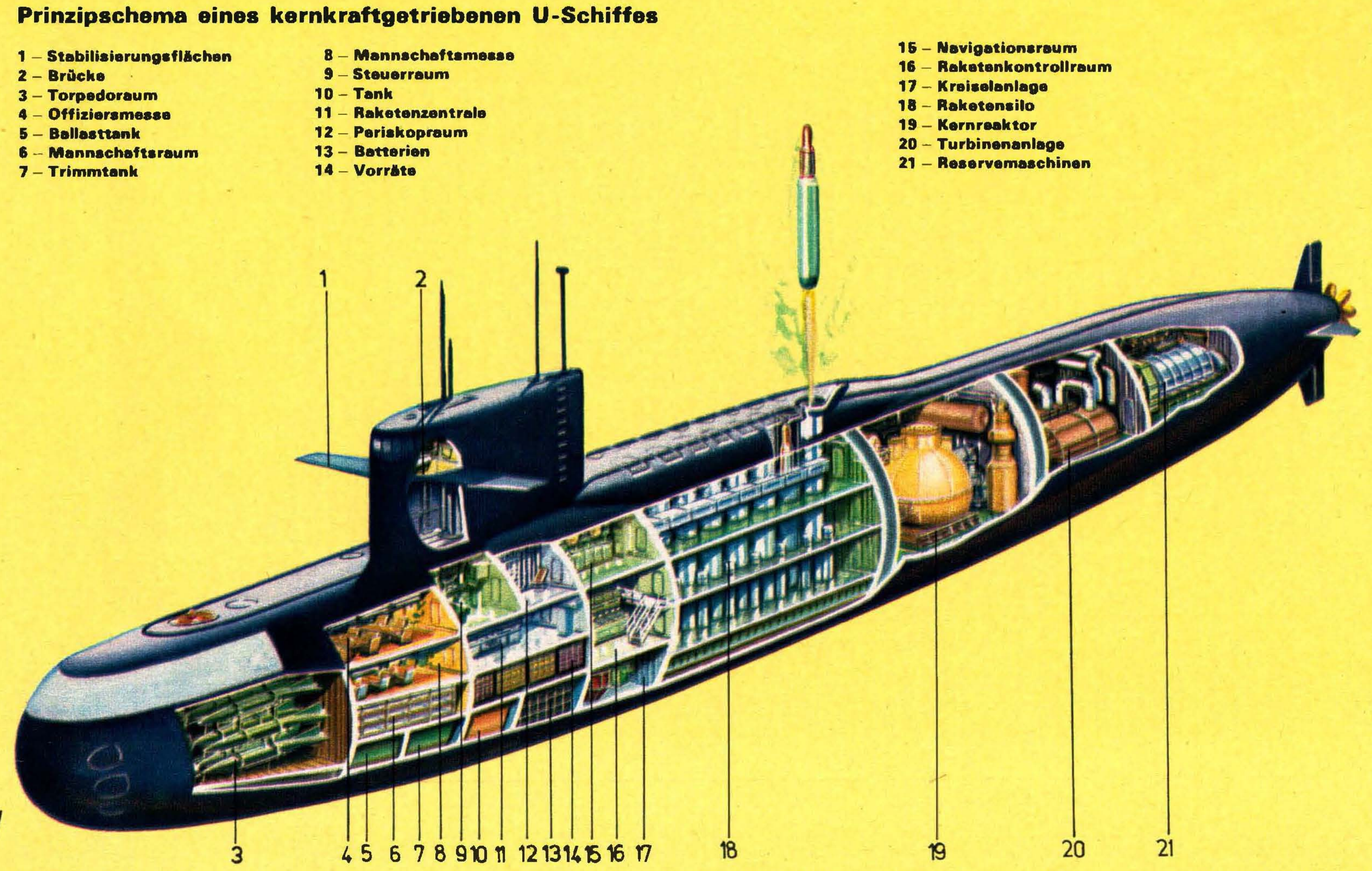
Typen kernkraftgetriebener U-Schiffe



Zeichnungen: H. Rode

Prinzipschema eines kernkraftgetriebenen U-Schiffes

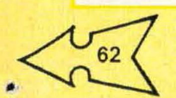
1 – Stabilisierungsflächen
2 – Brücke
3 – Torpedoraum
4 – Offiziersmesse
5 – Ballasttank
6 – Mannschaftsraum
7 – Trimmtank
8 – Mannschaftsmesse
9 – Steuerraum
10 – Tank
11 – Raketenzentrale
12 – Periskopraum
13 – Batterien
14 – Vorräte
15 – Navigationsraum
16 – Raketenkontrollraum
17 – Kreiselanlage
18 – Raketensilo
19 – Kernreaktor
20 – Turbinenanlage
21 – Reservemaschinen



Zu Beginn der sechziger Jahre wurden die kernkraftgetriebenen U-Boote des Typs „Leninskij Komsomol" in Dienst gestellt. Obwohl kein Raketenträger, dienten die gesammelten Erfahrungen auch den nachfolgenden Typen von Raketen-U-Booten. Welche Leistungen diese Boote und ihre Besatzungen erbrachten, beweist die Tauchfahrt des Bootes „Leninskij Komsomol" unter dem Nordpol. Fast gleichzeitig wurden kernkraftgetriebene Raketen-U-Boote des Typs „Krasnogwardejez" in die Flotte eingereiht. Gegenüber des Typs „Frunse" haben diese Boote drei Raketen, die sich im Turm befinden. Der Überwasserteil des Rumpfes weist einen Bugwulst mit Dom auf, der für viele U-Boote der sowjetischen Seekriegsflotte charakteristisch ist. Hier ist offensichtlich ein Teil der Ortungsanlagen untergebracht. Außer der Raketenbewaffnung verfügen diese Boote über Torpedorohre. Die Unterwasserverdrängung der „Krasnogwardejez" liegt bei rund 4000 ts. Die Antriebsanlage besteht aus einem Druckwasserreaktor und Turbinen. Die Geschwindigkeit dürfte im Vergleich zu anderen Einheiten zwischen 23 und 25 kn betragen. In der äußeren Form gleicht dieses Schiff dem Typ „G", der ebenfalls drei Raketen im Turm hat, aber mit einer Unterwasserverdrängung von 2700 ts allerdings kleiner ist.
Ein Nachladen von Raketen in See ist äußerst kompliziert und die Raketentransportschiffe sind relativ empfindlich gegenüber der gegnerischen Abwehr. Deshalb mußte für die Lösung taktischer und strategischer Aufgaben fernab von Stützpunkten die Kapazität der Raketensilos an Bord eines U-Schiffes erhöht werden. Mit der Art der Unterbringung im Turm oder in Startanlagen wie beim Typ „Frunse" waren die Grenzen erreicht. Deshalb wurden neue Lösungen gesucht und gefunden. Die Raketenstartbehälter wurden im Rumpf entweder mittschiffs hinter dem Turm, oder im Vorschiff paarweise angeordnet. Diese Art der Aufstellung findet sich bei den jüngeren – in ausländischen Flottenhandbüchern als „Charlie II" und „Delta III" bezeichneten U-Schiffen. Diese U-Schiffe haben im Vorschiff acht senkrecht in Schächten stehende Raketen der Unterklasse Schiff-Schiff. Acht Torpedorohre ergänzen die Bewaffnung. Der Rumpf hat eine Tropfenform. Die Raketenschächte sind so angeglichen, daß es keine nachteiligen Wirkungen auf die Geschwindigkeit gibt. Der Turm hat Stromlinienform. Die Unterwasserverdrängung dürfte etwas mehr als 5000 ts betragen. Zu den größten U-Schiffen zählt der Typ „Delta III". Die Unterwasserverdrängung hat bei diesen Schiffen bereits die 10000-ts-Grenze erreicht. Sie können 16 Interkontinentalraketen aufnehmen. Diese U-Schiffe entsprechen dem neuesten Stand der Militärtechnik. Trotz ihrer unterschiedlichen Größe haben diese U-Schiffe im konstruktiven Aufbau eine Reihe von Gemeinsamkeiten. Achtern befindet sich der Maschinenraum für die Hauptmaschinen. Durch Schotten getrennt schließt sich der Hilfsmaschinenraum an. Hier wird die notwendige Energie für alle weiteren Anlagen erzeugt. Der Reaktorraum ist von einem strahlensicheren Mantel umgeben. Ein System von umfangreichen Sicherheitseinrichtungen schützt nicht nur die Besatzung vor Strahlenschäden, sondern gewährleistet auch die Gefechtsbereitschaft des Schiffes unter extremen Bedingungen. In der Höhe des Turmes ist die Kommando- und Navigationszentrale untergebracht, die hochgradig automatisiert sind. Neben herkömmlichen Navigationsmitteln, wie z. B. radiometrische Sonnenpeiler, optische Sternpeiler usw. sind diese U-Schiffe mit Einrichtungen für die Satellitennavigation ausgerüstet. Die Raketen werden von einer gesonderten Raketeneinsatzkommandozentrale bedient. Herzstück dieser Anlage sind elektronische Rechner, die innerhalb kürzester Zeit die Zielwerte ermitteln und weitergeben können. Verbunden mit dieser Anlage ist ein ständiges Überwachungssystem zur Einsatzbereitschaft der Raketen. Vor dem Turm befindet sich der Gefechtsabschnitt für die Raketen- und Torpedowaffe. Die Raketen stehen in Schächten, die hermetisch mit Klappen abgedeckt sind. Im getauchten Zustand werden die Raketen mit Preßluft herausgedrückt. Die Zündung der Antriebsstufe erfolgt erst nach dem Durchbrechen der Meeresoberfläche. Zur Gewährleistung der Stabilität des Schiffes nach dem Raketenabschuß sind eine Reihe von Trimmtanks vorhanden. Die U-Schiffe sind über Monate in See und legen den größten Teil der Strecke im getauchten Zustand zurück. Deshalb werden an die Besatzung neben der fachlichen Qualifizierung besonders hohe physische und psychische Anforderungen gestellt. Aus diesem Grunde wurde besonderer Wert auf ihre entsprechende Unterbringung gelegt. So stehen z. B. Mehrzweckräume zur Verfügung, wo die dienstfreie Zeit verbracht werden kann.
Die sowjetischen Unterwasserkräfte sind einer ständigen Verbesserung unterworfen, die dadurch gekennzeichnet ist, daß die Technik laufend dem neuesten Stand angepaßt wird und die Besatzungen durch eine hochqualifizierte Ausbildung für ein Maximum an Gefechtsmöglichkeiten ihrer Waffe garantieren. *boe*



Kernkraftgetriebenes U-Schiff der sowjetischen Seekriegsflotte *Foto: TASS*



Raten Sie mal!



Wissen ist Macht, gewiß, aber wer ist schon allmächtig und weiß alles? Man darf getrost auch einmal raten, bei uns zum Beispiel. Also, raten Sie mal, was das hier ist. Wir machen es Ihnen leicht und geben vier Möglichkeiten vor. Sehen Sie scharf hin, und entscheiden Sie sich. Ist das, was Sie hier sehen (Ihrer Meinung nach!)

A die vierzigmal vergrößerte Iris eines Pfauenauges
B das Fragment einer Höhlenmalerei
C das vereiste Leitrad eines Panzers
D eine Geburtstags-torte

Wenn Sie Lust haben, dann schreiben Sie Ihr Lösungswort mit dem dazu gehörenden Buchstaben auf eine Postkarte und schicken Sie sie spätestens am 3. 12. 80 (Datum des Poststempels) an unsere Anschrift:

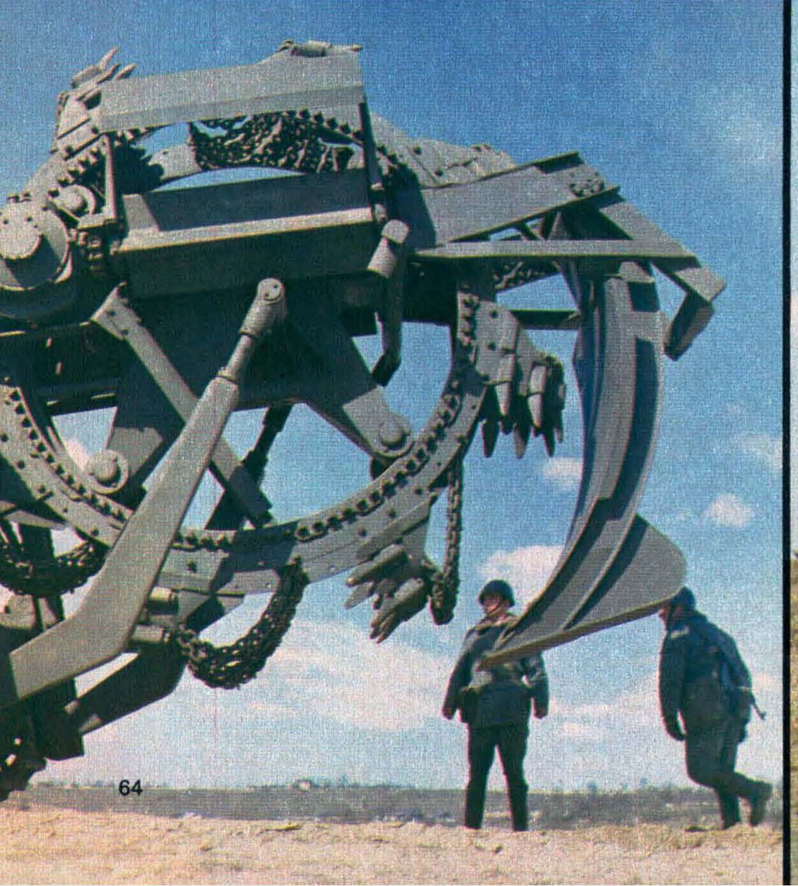
Redaktion „Armee-Rundschau"
Kennwort Foto-Knobelei
1055 Berlin
Storkower Straße 158.

Vielleicht gewinnen Sie sogar etwas und können Ihre Weihnachtsgeschenke-Kasse etwas aufmöbeln. Das sind unsere Preise:

1 × 50,– Mark
2 × 25,– Mark
10 × 20,– Mark
10 × 10,– Mark

sowie zwanzig AR-Plaketten für die unverbesserlichen Sammler.
Bitte deutlichen Absender, vergessen Sie den Einsendeschluß nicht.
Und nun – raten Sie mal!

„Ausbildung an der Technik im Gelände" steht auf dem Dienstplan dieser Pionierkompanie der Polnischen Armee. Die zukünftigen Maschinisten und Kraftfahrer sind auf den weitgestreckten Ausbildungsplatz ihres Regimentes hinausgezogen, um das Anlegen von Gräben, Stellungen und Kolonnenwegen zu lernen.





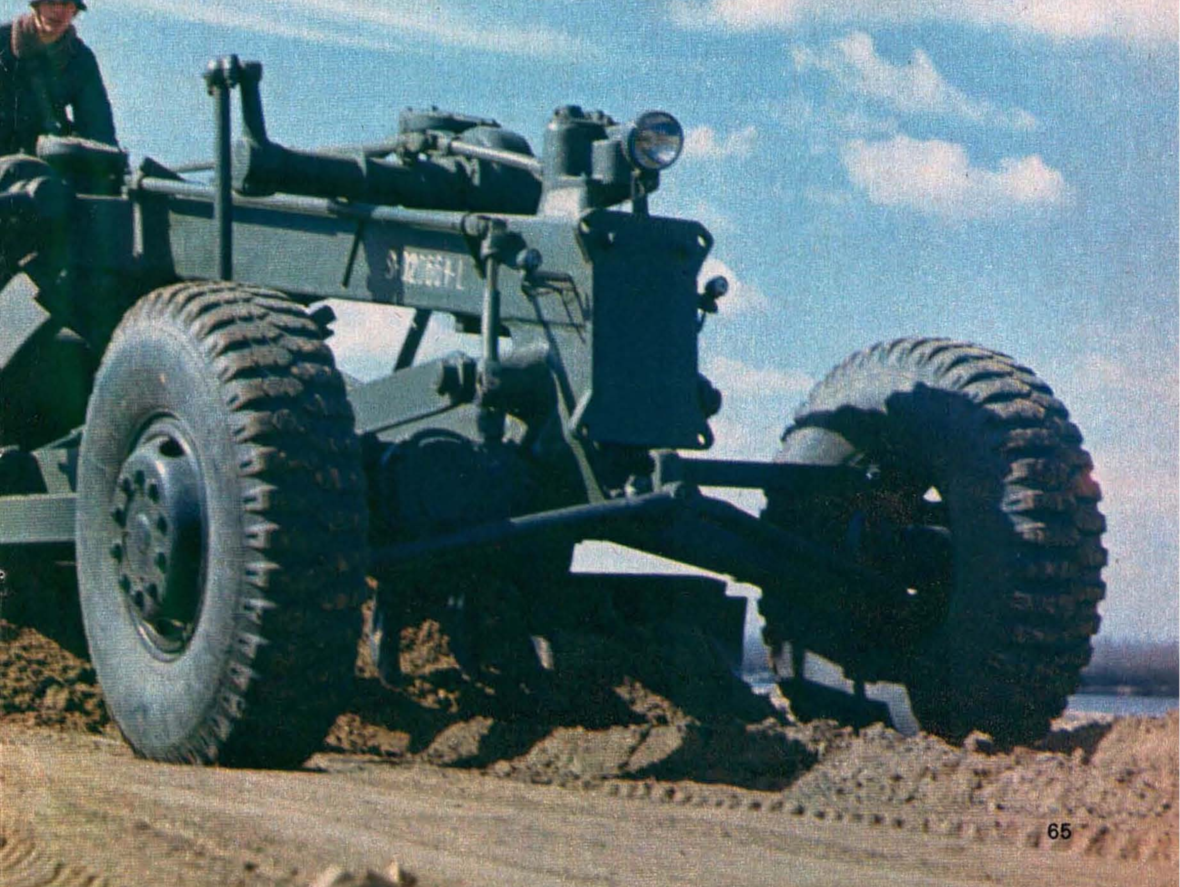
baggern pflügen hobeln

Auf dem Sandboden fahren, graben, pflügen sowjetische und polnische Maschinen wie die Planierraupe BAT-M mit ihrem wuchtigen Planierschild oder der Grabenbagger BMT, am Heck das gewichtige Schaufelrad. Konstruiert auf dem Fahrgestell eines schweren Artillerieschleppers, können die beiden starken Pioniermaschinen vielfältige, schwierige Erdarbeiten bewältigen. Der polnische Autograder dagegen ist für leichtere Aufgaben vorgesehen. Er glättet mit seinem Hobel Wege, legt Böschungen an.

Noch beherrschen die Maschinisten und Fahrer nicht alles. Wochen später aber wird die Truppe ihr volles Können brauchen. In schnellster Zeit und auf allen Böden.

Spi.

Foto: S. Syndoman.

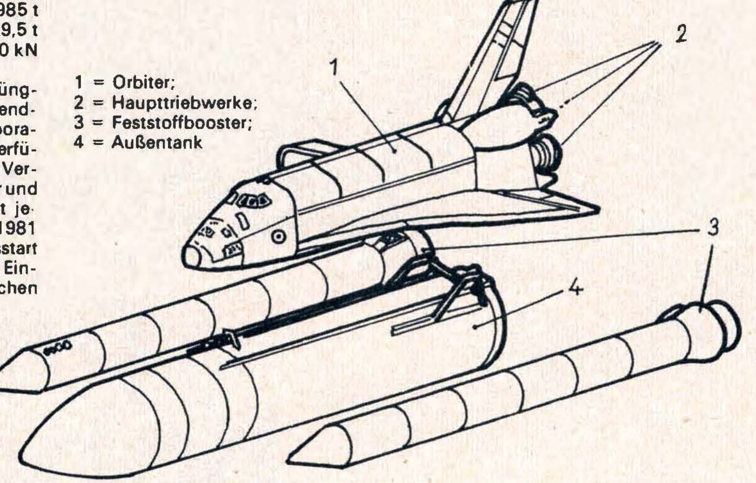


Raumtransporter Space Shuttle (USA)

Technische Daten:

Gesamthöhe in Startposition	56,14 m
Spannweite des Orbiters	23,79 m
Länge des Orbiters	37,26 m
Länge des Außentanks	47,00 m
Länge der Booster	45,46 m
Startmasse	1 985 t
Nutzmasse	29,5 t
Startschub	30 620 kN

Der Space Shuttle sollte ursprünglich ab 1980 als mehrmals verwendbares Trägersystem für Raumlaboratorien und Erdsatelliten zur Verfügung stehen. Infolge zahlreicher Verschiebungen wegen technischer und technologischer Probleme steht jedoch auch der nunmehr für 1981 vorgesehene erste Versuchsstart noch nicht fest. Jeder vierte Einsatzstart soll später rein militärischen Zwecken dienen. Der Space Shuttle besteht aus dem flugzeugähnlichen Orbiter, zwei Feststoffboostern und einem Treibstoff-Außenbehälter. Der Start erfolgt mit Hilfe der Feststoff-Starthilfen und den drei Orbiter-Haupttriebwerken, die den Treibstoff dem Außentank entnehmen. Nach Ausbrennen der Booster werden diese abgeworfen, ebenso wie der Treibstoff-Außenbehälter nach Verbrauch des Treibstoffs.



1 = Orbiter;
2 = Haupttriebwerke;
3 = Feststoffbooster;
4 = Außentank

Hochseeforschungsschiff Typ Planet (BRD)

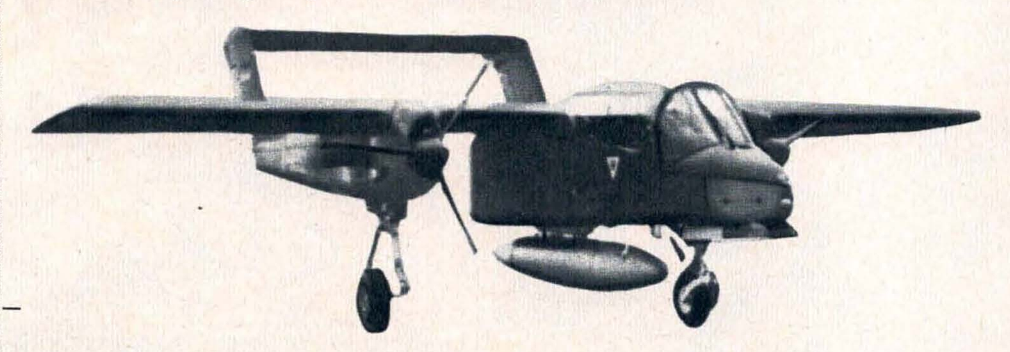


Taktisch-technische Daten:

Verdrängung	1 917 ts
Länge	80,6 m
Breite	12,6 m
Tiefgang	4,0 m
Maschinenleistung	1 040 kW (1 390 PS)
Geschwindigkeit	13 kn
Fahrstrecke bei 13 kn	9 400 sm
Besatzung	38 Mann und 20 Forschungspersonal

Die PLANET ist in Kiel stationiert und untersteht als „Wehrforschungsschiff" der Bundesmarine. Eine Hauptaufgabe ist die Erforschung der meteorologischen und hydrologischen Bedingungen in der Nord- und Ostsee für den Einsatz von U-Booten und Minenlegern. In fünf bordeigenen Labors können die ermittelten Proben und Werte sofort analysiert werden. Eine Reihe von technischen Einrichtungen, wie z. B. ein Aktivruder, eine Ankereinrichtung für eine Ankertiefe bis zu 8000 m und eine Plattform für Hubschrauber entsprechen dem besonderen Zweck des Schiffes. Eine große Anzahl von elektronischen und hydroakustischen Geräten vervollständigen die Ausrüstung.

Aufklärungsflugzeug OV-10A „Bronco" (USA)



Taktisch-technische Daten:

Startmasse	6561 kg
Leermasse	3280 kg
Länge	12,67 m
Spannweite	12,19 m
Höhe	4,60 m
Geschwindigkeit	450 km/h
Steiggeschwindigkeit	701 m/min
Gipfelhöhe	8535 m
Aktionsradius	95 km
Triebwerk	2 Turboprop-Triebwerke je 525,8 kN (715 PS)
Kraftstoff	954 l
mit Zusatztanks	1524 l
Bewaffnung	1×20-mm-Kanone, 4×7,62-mm-MG, oder Raketen
Besatzung	2 Mann

Die „Bronco" dient als Aufklärungs-, Transport-, Verbindungs-, Zieldarstellungs- und Schleppflugzeug (Foto). Die Maschine trägt in der USA-Armee auch die Bezeichnung COIN-Flugzeug. Damit ist ihr Einsatz gegen Befreiungskämpfer vor allem in Südostasien und Lateinamerika gekennzeichnet. (COIN = Counter – Insurgency bedeutet „gegen Aufständische"). Die Variante OV-10C ist mit einem zusätzlichen Strahltriebwerk ausgestattet.

Kleinfahrzeug LPT (VR Polen)



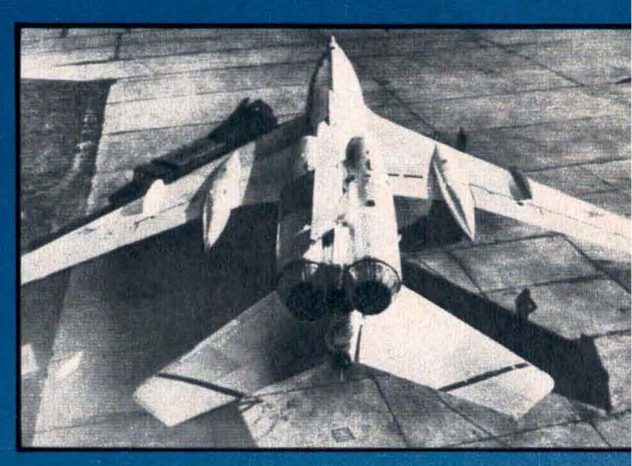


Taktisch-technische Daten:

Nutzmasse	400 kg
Länge	3,5 m
Breite	2,0 m
Höchstgeschwindigkeit	80 km/h
Reisegeschwindigkeit	70 km/h
Fahrbereich	400 km
Steigfähigkeit	25°
Motortyp	Zweizylinder-Ottomotor
Motorleistung	18,4 kW (25 PS) bei 4500 U/min
Kraftstoffverbrauch	9 l auf 100 km
Ladefläche	3 m²
Personen	2 und 4 Mann

Für den LPT wurden Motor, Lenkung und Elektroanlage des PKW Fiat 126 P verwendet. Neu entwickelt sind Rahmen, Karosserie, Fahrwerk, Kraftübertragung. Das Fahrzeug hat eine Wanne aus glasfaserverstärktem Plast, das Verdeck ist aus Zeltstoff. Im Gelände werden die beiden hinteren, auf der Straße nur die hinterste Achse angetrieben. Der Antrieb zur Mittel- und zur Hinterachse erfolgt über je zwei Kettentriebe. Die Schwimmausführung des Fahrzeuges besitzt eine Schraube, die bei Landfahrt hochgeklappt ist.

Ende der fünfziger Jahre, nach der Erprobung einer Reihe Prototypen, begann in der Sowjetunion der Serienbau eines Flugzeuges, das die unverwechselbaren Tupolew'schen Tragflächen mit den als Fahrwerksschächte ausgebildeten Verdrängungskörpern aufweist. Seitdem wurde es mehrfach modifiziert. Seiner Bestimmung ist es ein



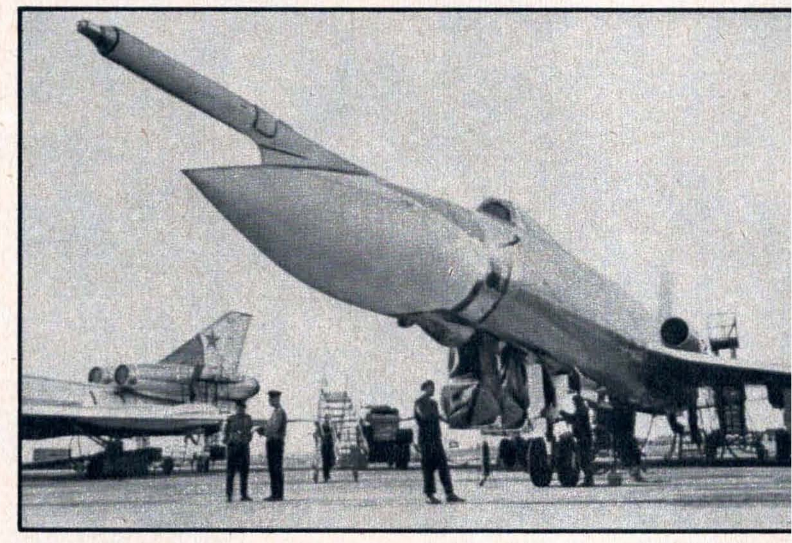
Schneller Stratege

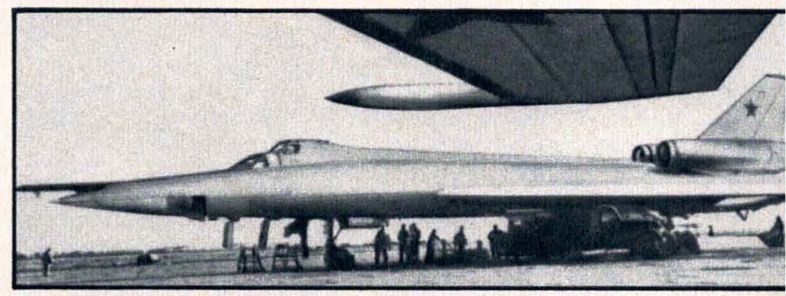
Noch bevor die eigentliche Bezeichnung bekannt war, gab man dem Flugzeug den Namen „Beauty", die Schöne. Das war auf der Luftparade in Moskau-Tuschino 1961, als es die ausländischen Gäste und Militärattachés zu Gesicht bekamen. Im schnellen Vorbeiflug waren die für ein Militärflugzeug ungewöhnlichen Konturen klar zu erkennen. Tupolews erstes einsatzreifes strategisches Überschall-Flugzeug wurde wegen seiner Linienführung so genannt, bei der es nicht in erster Linie auf das Äußere, sondern auf den aerodynamischen Effekt ankommt. Der schlanke Rumpf mit sich stark veränderndem Querschnitt und sogenannter Wespentaille-Einschnürung, der „aerodynamisch saubere" Tragflügel und die beiderseits des Seitenleitwerkes auf dem Rumpfrücken aufgesetzten Hecktriebwerke sichern günstige Strömungsverhältnisse in einer breiten Geschwindigkeitsskala. Die beiden Triebwerke haben eine Schubleistung von je 170 kN (17 000 kp) bei Kraftstoffnachverbrennung. Zum Verringern der Ausrollstrecke nach der Landung sind sie mit einer Schubumkehranlage versehen. Diese erstmalig und bisher einmalig bei Überschall-Kampfflugzeugen verwirklichte aerodynamische Konzeption, die einen hohen Stand der Technologie in den Herstellerwerken voraussetzt, erlaubt es, auch im Tiefflug jenseits von Mach Eins zu operieren, dabei Funkmeßentdeckungen aus dem Wege zu gehen sowie in Gipfelhöhe von 18 000 bis 20 000 m Überschallgeschwindigkeiten zu erreichen. Nachtankvorrichtungen gestatten es, den Aktionsradius auf interkontinentale Distanzen auszudehnen.

Als Tu-22 kam dieses Flugzeug in den Truppendienst. Es wurde zum Standard-Fluggerät vieler Staffeln und Geschwader der „Dalnjaja Awiazija" (DA), der Fernluftflotte der Luftstreitkräfte und der Seefliegerkräfte der UdSSR. Mehrere Versionen der Tu-22 wurden gebaut: Serien von strategischen Raketenträgern und Fernaufklärern und mehrere Reihen von Überschall-Kampftrainern mit einer zusätzlichen Piloten-Kabine. *ey –*

Fotos: Udowitschenko, APN, Archiv MBD, TASS









Im Verlauf der kontinuierlichen Weiterentwicklung wurde die „Schöne" immer schöner und vollkommener. Von oben nach unten: Vorbeiflug in Tuschino 1961, die erste Version des strategischen Raketenträgers. Fernaufklärer mit Nachtankeinrichtung 1972. Kampfversion der Tu-22. Trainerversion mit aufgesetzter Kabine für den Fluglehrer.
Die Bilder links zeigen die letzte Ausführung des Flugzeugs.



AM

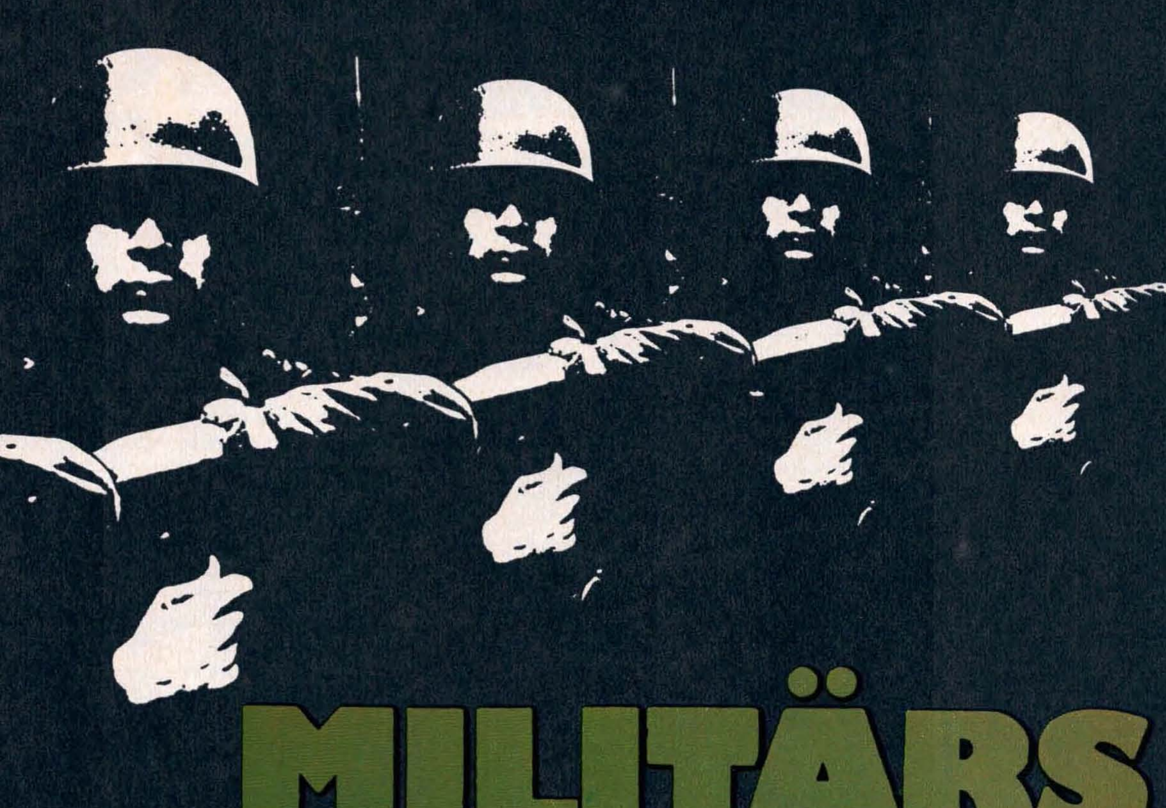
„Divisionsgeneral Leopoldo Galtieri zum neuen Chefkommandeur des Heeres ernannt!" So lauteten am 5. Dezember vergangenen Jahres die Schlagzeilen in der argentinischen Presse. „Der General", so hieß es weiter, „wird seinen Posten zu einem noch zu bestimmenden Zeitpunkt antreten . . ."

Nun sind zwar Ernennungen und Beförderungen in den Armeen aller Länder normal und üblich. Unter den gegenwärtigen Bedingungen Argentiniens kommt jedoch jeder Veränderung in der militärischen Führungsspitze eine besondere Bedeutung zu. Seit dem 24. Februar 1976 regieren die Militärs am La Plata. Allerdings gibt es in und zwischen den Teilstreitkräften ernste Widersprüche. Jede Kräfteverschiebung zwischen ihnen kann sich deshalb auch unmittelbar auf die weitere Entwicklung des zweitgrößten Staates Lateinamerikas auswirken.

Die Ernennung des Generals Galtieri im vergangenen Jahr nun wurde allgemein als ein Sieg der „gemäßigten Offiziere" bezeichnet. Zu ihnen wird übrigens auch der Staatspräsident Videla und der zur Zeit noch amtierende Oberkommandierende des Heeres, Generalleutnant Viola, gerechnet. – Diese Kreise sind bereit, „in gewisser Form" mit den politischen Parteien, deren Tätigkeit übrigens noch immer untersagt ist, Gespräche zu führen. So erklärte beispielsweise der Präsident, daß seine Regierung den Rahmen festlegen werde, „der die Tätigkeit der wiederzugelassenen politischen Organisationen erleichtern wird". Nach Auffassung der Kommunistischen Partei (KPA), „sind heute alle Voraussetzungen vorhanden, die es ermöglichen, den politischen Dialog zur Herbeiführung der nationalen Eintracht konkret werden zu lassen".

★

Im Lande am La Plata



MILITÄRS LA PLATA

spielte die Armee schon immer eine bedeutende Rolle in der Innen- und Außenpolitik. Sieben Staatsstreiche der Militärs in den letzten fünfzig Jahren beweisen das nur zu nachhaltig. Stets ging es dabei darum, die Herrschaft der Großgrundbesitzer, der Bourgeoisie und der im Lande ansässigen ausländischen Monopole zu sichern.
Seit dem Februar 1976 liegt die oberste Staatsgewalt wiederum in den Händen einer Militärjunta. Entsprechend seiner dominierenden Stellung in den Streitkräften ist das Heer im Regierungskabinett mit drei Ministern vertreten. Luftwaffe und Marine beherrschen je zwei Ministerien. Lediglich zwei Minister sind Zivilisten, darunter der für die Wirtschaft.
Die Führung der Provinzregierungen liegt ausschließlich in den Händen der Militärs. Die 23 Provinzen des Landes sind in militärische Einflußzonen aufgeteilt und werden je nach ihrem strategischen Wert von dieser oder jener Teilstreitkraft verwaltet. Provinzen mit der größten Bedeutung für die Marine werden demnach von Gouverneuren der Flotte geleitet. Die Luftwaffe hingegen stellt die Gouverneure für die Provinzen mit wichtigen Luftwaffenstützpunkten. Der größte Teil der „Provinzregenten" kommt jedoch wiederum aus den Reihen des Heeres.
Die einzelnen Teilstreitkräfte verfügen über eine relativ große Eigenständigkeit. Oft kommt es vor, daß die Meinungen und Auffassungen ihrer führenden Offiziere weit auseinandergehen. Eine Tatsache, die von den verschiedensten rechts- und linksextremistischen Gruppen ausgenutzt wird, um die Auseinandersetzungen zwischen den politischen Flügeln innerhalb der Armee noch weiter zu schüren. Denn im Heer, in der Marine und in der Luftwaffe reichen die politischen Strömungen von den

Progressiven über die Gemäßigten bis hin zu jenen extremen Rechten, die von vornherein jegliche Einbeziehung ziviler Politiker und eine schrittweise Übergabe der Staats- und Regierungsgewalt an die politischen Parteien und Kräfte des Landes ablehnen. Diese profaschistischen Kräfte, die versuchen, einen Kurs à la Pinochet einzuschlagen, gilt es zu isolieren. Der gemäßigte Flügel um den derzeitigen Staatspräsidenten Videla beabsichtigt, das Land stufenweise zu einer sogenannten repräsentativen Demokratie zurückzuführen. Die Auffassungen über den Weg dahin gehen jedoch weit auseinander.
Argentinien verfügt über Land-, Luft- und Seestreitkräfte in einer Gesamtstärke von 132900 Mann und 250000 Reservisten. Die Armee setzt sich aus Berufssoldaten und Wehrpflichtigen zusammen. Die Dienstzeit für die Wehrpflichtigen beträgt in Heer und Luftwaffe ein Jahr, bei der Marine vierzehn Monate. Die Truppen sind nach Meinung westlicher Experten gut ausgebildet und die bestausgerüsteten Lateinamerikas. Traditionell wird alljährlich am 25. Mai, dem Nationalfeiertag, die moderne Bewaffnung bei einer großen Militärparade in Buenos Aires vorgestellt.
Traditionell ist auch die Eigenproduktion von Waffen und militärischen Ausrüstungen. Die „Fabricaciones Militares" (militäreigene Rüstungsbetriebe) zählen mit 12000 Beschäftigten zu den wichtigsten Industrieunternehmen des Landes. Sie stellen seit Jahren Flugzeuge, Schiffe, Panzer und Raketen eigener Entwicklung her, aber auch Lizenz- oder Nachbauten ausländischer Typen. Trotzdem steht die Einfuhr militärischer Ausrüstungen hoch im Kurs. In jüngster Zeit drängen neben den langjährigen Rüstungslieferanten aus den USA (Lockheed, McDonell Douglas), Frankreich (Dassault, Breguet, Aerospatiale) und Großbritannien (BAC, Vickers) vor allem BRD-Firmen auf den argentinischen Markt. Die Palette reicht von Waffen über Fertigungsunterlagen bis hin zur Lieferung kompletter Anlagen für die Rüstungsindustrie. Zwar ist nach entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen der BRD der Export von Waffen außerhalb der NATO nicht gestattet, doch die Konzerne haben ihre eigene „Exportlösung" gefunden, die von der Regierung großzügig toleriert wird. Einige Beispiele: Der von den Thyssen-Henschel-Werken in Kassel entwickelte Schützenpanzerwagen „Marder" wurde, leicht verändert, in Baugruppen zerlegt, nach Argentinien geliefert und dort in Lizenz nachgebaut. Auf der Basis des Marder-Fahrgestelles entstand nach den Plänen der gleichen Firma der Kampfpanzer „TAM". Er wird mehr und mehr zum Rückgrat des argentinischen Heeres. Messerschmitt-Bölkow-Blohm verfuhr auf ähnliche Art und Weise mit dem Export von Panzerabwehrlenkraketen, Fliegerabwehrkanonen, Torpedos u. a. m. Die Hamburger Werft Blohm & Voß schloß einen Vertrag über den Bau von vier Fregatten für die argentinische Marine ab. Außerdem liefert die Werft Konstruktionsunterlagen und Material für sechs in Argentinien zu bauende Korvetten. Ähnliches läßt sich über den Bau von U-Booten durch die Thyssen-Nordseewerke in Emden und den Bau von Schnellbooten durch die Bremer Lürssen-Werft sagen.
Die von der argentinischen Marine in Dienst gestellten Zerstörer hingegen sind vorwiegend britischer Fabrikation bzw. deren Nachbauten. Die Luftwaffe ist vor allem mit Flugzeugen und Hubschraubern aus den USA, Frankreich, Großbritannien und Italien ausgerüstet. Insgesamt hat die Militärregierung nach westlichen Quellen von 1976 bis 1979 Waffen und Ausrüstungen im Werte von über 4,3 Milliarden Dollar importiert. Doch schon heute zeichnet sich ab, daß die steigenden Rüstungsausgaben die Widersprüche in der argentinischen Gesellschaft weiter verschärfen. Für die Zukunft Argentiniens wird deshalb viel davon abhängen, wie es den fortschrittlichen Kräften gelingt, die in Ansätzen erkennbare Demokratisierung vor den Angriffen der vom in- und ausländischen Kapital gesteuerten Rechtskräfte zu schützen. Im nächsten Jahr stehen Wahlen an. Die Kommunisten orientieren schon heute darauf, die demokratischen Kräfte innerhalb der Armee zu stärken, den Kampf gegen die weitere Verschlechterung des Lebensstandards zu führen, das Schicksal der „verschwundenen" politischen Patrioten aufzuklären und das Recht auf freie politische Betätigung wieder herzustellen.

Günter Pöschel
Fotografik:
Horst und Ingo Scheffler



Die Streitkräfte Argentiniens

Das Heer (80000 Mann) gliedert sich in 2 Panzer-, 4 Infanterie-, 2 Gebirgs- und 1 Luftlandebrigade sowie 5 Luftabwehr- und 1 Fliegerbataillon. Es wird in zunehmendem Maße mit dem Kampfpanzer „TAM-30" (Tanque Argentino Mediano = mittlerer 30-Tonnen-Panzer), einer BRD-Lizenzproduktion, ausgerüstet. Außerdem führt es in seinem Bestand noch 220 britische und französische Panzer, 320 Schützenpanzerwagen, Kanonen, Haubitzen, Selbstfahrlafetten sowie weitere Geschütze aller Kaliber und Zweckbestimmungen. Hinzu kommen noch Panzerabwehrlenkraketen, Boden-Luft-Raketen („Tigercat") sowie 106 Flugzeuge und Hubschrauber. Weitere Panzer, SFL und Hubschrauber sind in Auftrag gegeben.

Die Marine (32900 Mann, einschließlich Marineluftwaffe und Marineinfanterie) verfügt über 1 Flugzeugträger (mit 25 Bordflugzeugen), 4 U-Boote, 1 Raketenkreuzer, 8 Zerstörer, 2 Fregatten, 9 Korvetten und 47 Patrouillen-, Minensuch-, Schnell- und Landungsboote. Die Marine ist mit Boden-Luft- („Seacat" und „Sea Dart") und Schiff-Schiff-Raketen („Exocet" sowie eigener Produktion) ausgerüstet. In Auftrag gegeben sind weitere U-Boote, 1 Zerstörer und 6 Fregatten. Die Marineluftwaffe (4000 Mann) hat in ihrem Bestand 34 Kampf- sowie weitere 69 Flugzeuge und Hubschrauber. 20 Flugzeuge sollen noch angeschafft werden. Die Marineinfanterie (9000 Mann) gliedert sich in 10 Bataillone und 6 selbständige Kompanien; ausgerüstet ist sie mit Schützenpanzerwagen, Haubitzen, Granatwerfern, rückstoßfreien Geschützen, Fliegerabwehrkanonen, Panzerabwehrlenkraketen und Boden-Luft-Raketen.

Die Luftwaffe (20000 Mann) verfügt über 210 Kampf- und 147 anderen Flugzeugen und Hubschraubern sowie Luft-Luft- und Boden-Luft-Raketen. Der Kauf von 70 weiteren Flugzeugen und Hubschraubern ist vorgesehen.



Rudolf Graf
Im Hangar, Öl

Angeregte Diskussionen gab es in der Bezirkskunstausstellung in Cottbus vor einem Jahr, als die Genossen der Kontroll- und Reparaturstaffel im Geschwader „Fritz Schmenkel" vor dem Bild von Rudolf Graf standen. Da hatte ein Maler im Sommer mit ihnen in der Halle geschwitzt, da gab es viele Gespräche, und zwei Unteroffiziere aus ihrer Mitte hatten sogar Modell gestanden. Nun konnte das Ergebnis einer zweimonatigen Zusammenarbeit, die für beide Seiten nützlich war, der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Wenn technische Details letztendlich im Gemälde keine Rolle spielten, so hatte der Künstler für seine Arbeit doch so manchen Tip mit auf den Weg bekommen, was die fachliche Seite anbetrifft, und er gewann große Achtung vor der Leistung der Mechaniker. Die Unteroffiziere jedoch haben eine Menge über Malerei hinzugelernt. Sie betrachten Kunstwerke jetzt aufmerksamer und sachkundiger.

Anfangs waren einige enttäuscht, daß die Porträts der beiden rechts im Vordergrund Stehenden den lebenden Vorbildern nicht ähnlich waren. Im Gespräch wurde jedoch immer klarer, daß eine Porträtähnlichkeit bei diesem Bild gar nicht das Entscheidende ist. Den meisten Betrachtern sind die beiden Unteroffiziere ja ohnehin unbekannt. Es ging dem Maler um mehr. Er hat unter anderem viel von ihrem Charakter und ihrer Arbeit eingefangen. Ruhig, sicher und zuverlässig wirkt der linke, angespannt, zugleich etwas erschöpft der rechte. Hinter ihnen ist die Kontur einer MiG zu erkennen, die von drei weiteren Mechanikern gewartet wird.

Viele Gemälde wurden im Verlaufe der Geschichte der bildenden Kunst der DDR gemalt, die den arbeitenden Menschen zum Gegenstand hatten, nur wenige zeigen ihn wirklich im Arbeitsprozeß. Rudolf Graf hat eine neue Variante hinzugefügt. Konzentration und Bewegung kennzeichnen die Komposition. Hier wird angestrengt gearbeitet, hier wird mit Exaktheit und Präzision Flugsicherheit produziert, jedoch wird durch die beiden Porträts der Arbeitsvorgang aus der Anonymität herausgeholt. Nicht die Arbeit an sich ist in diesem Bild wichtig, sondern ihre Bedeutung für die Menschen, die sie bewältigen, auf deren Wissen und Kenntnissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten es ankommt. Es berichtet auch von der kollektiven Verantwortung der Flugzeugmechaniker. Unterläuft ihnen ein Fehler, ist er nicht wieder gut zu machen. Wie bei einem Chirurgen entscheidet seine Zuverlässigkeit über Menschenleben. Die Flugzeugführer bringen ihnen absolutes Vertrauen entgegen, wenn sie die Maschine besteigen.

Die Farbigkeit des Gemäldes ist sehr zurückhaltend. Sicherlich überwiegen die grauen Farbtöne im Hangar. Aber der Maler kennzeichnet damit auch eine Arbeit, die nicht ständig im Blickfeld der Öffentlichkeit steht. Sie vollzieht sich unauffällig im Hintergrund. Hier gibt es keine Sensationen, keine spektakulären Erfolge. Es wird ein Stück Alltag erfaßt, notwendige, sich wiederholende, nützliche, anstrengende, fordernde und zugleich befriedigende Arbeit junger Armeeangehöriger. Dafür hat Rudolf Graf eine treffende Bildlösung gefunden. Man spürt in der Malerei die innere Beteiligung des Künstlers, die keiner erzwingen kann. Sie konnte im kameradschaftlichen Miteinander entstehen und wachsen.

Dr. Sabine Längert

Foto-Reproduktion: Heinz Korff

Konstantin Simonow

Trinklied des Korrespondenten

Zwischen Brest und Moskau
sah uns jede Ortschaft,
kennen wir den Staub der Wege gut.
„Leica" und Notizblock,
die MPi am Riemen,
so marschierten wir durch Frost und Glut.

Trinken muß man, Freunde,
will man Lieder brauen,
also nehmt die Taschenflasche her!
Trinkt auf die Reporter,
auf die Fotografen,
die durchs Feuer gingen mit dem Heer.

Ja, das ist ein „Prost!" wert:
das intakte Kabel,
die Gewißheit der geschloßnen Reihn,
die U-2, die gute,
Flug und Fahrt und Fußmarsch –
unser Eifer, immer vorn zu sein.

Wind und Wodka machten
unsre Stimme heiser.
Ihr, die ihr das tadelt, hört gut her:
Lebt einmal drei Jahre
solch Nomadenleben,
auf euch selbst gestellt im großen Heer!

Dem Berichterstatter
gibt man keinen Panzer.
Fällt er, ist's ein Unglück – doch was mehr?
Aber als die ersten
ziehn wir in die Städte,
den Revolver bei uns und nicht mehr.

Es ist Zeit, Genossen,
derer zu gedenken,
die der Feuersturm der Schlacht gefällt.
Den Berichterstattern,
all den heldenhaften,
hat man noch kein Denkmal hingestellt.

Also laßt uns trinken
auf das Glück, die Zeitung!
Und falls wir nicht leben bis zum Sieg,
werden andre dasein,
schreiben, Fotos machen,
werden an uns denken nach dem Krieg.

REFRAIN:
Tot oder lebendig –
Hauptsache, die Zeitung
hat zur rechten Zeit das Material.
Wir Reporter leben,
andre zu entflammen,
alles andere ist uns egal.

1943

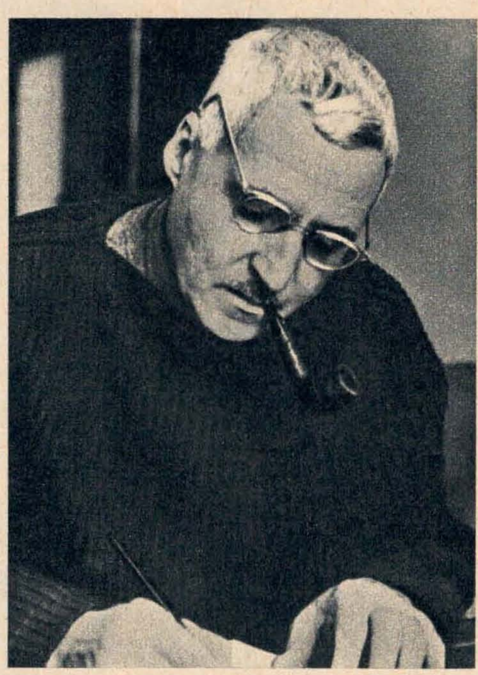
Am 15. November 1980 wäre Konstantin Michailowitsch Simonow 65 Jahre alt geworden



IRMTRAUD GUTSCHKE

Wie ich Konstantin Simonow kennenlernte

Ich erinnere mich, wann ich das erste Mal mit seinen Werken bekannt wurde. Es war während der Schulzeit. Damals kam bei uns der Roman „Die Lebenden und die Toten" heraus. Mein Vater hatte ihn gelesen und empfahl ihn mir. Auch von Klassenkameraden hörte ich Begeistertes über dieses Buch. So begann ich zu lesen und war gefesselt vom Schicksal Sinzows, Serpilins, der Sanitäterin Tanja. Und wichtiger noch, ich begann, mir ein Bild von diesem Krieg zu machen.
Als der Roman 1962 bei uns herauskam, war ich zwölf. In der Schule hatte ich freilich viel über die historische Bedeutung des zweiten Weltkrieges erfahren, über Ursachen, Verlauf und Folgen. Aber was wußte ich davon, wie der Sieg über den Faschismus errungen wurde, wie die Menschen gekämpft hatten, was sie empfanden, wie sie überhaupt lebten in dieser Zeit? Im Frieden groß geworden, fühlte ich nur, daß der Krieg etwas Schreckliches sein mußte, und begriff nicht, wie ein Leben unter diesen Bedingungen möglich war. Simonow hat mir für vieles die Augen geöffnet.
Und nicht nur mir. Wie kaum ein anderer sowjetischer Schriftsteller hat Simonow, vor allem durch seine Romane, das Wissen der Leser in der DDR über den Großen Vaterländischen Krieg vertieft. Damit hat er entscheidend zur sozialistischen Bewußtseinsbildung beigetragen. Die Rolle seiner Werke im geistigen Leben unseres Landes kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Seine Bücher wurden Wegbegleiter für Millionen.
Während des Studiums dann lernte ich mehr von diesem Autor kennen. So sein Gedicht „Wart auf mich" – es ist heute noch für mich eines der schönsten überhaupt. Angeregt durch den zweiten und dritten Band der Trilogie, „Man wird nicht als Soldat geboren" und „Der letzte Sommer", las ich auch den ersten noch einmal. Und ich begann mich für das zu interessieren, was Simonow vorher geschrieben hatte – die Romane „Tage und



Nächte" und „Waffengefährten". Ich glaube, seine Werke ergreifen uns deshalb so, weil man spürt, daß alles selbst erlebt, durchlitten ist. Weil er dabei Wesentliches für uns heute aussagt, sind seine Romane für uns so interessant. Denn auch heute muß sich der einzelne in schwierigen Situationen bewähren. Auch heute und gerade heute bewegt uns die Frage nach der Verantwortung des einzelnen für die Gesellschaft und der Gesellschaft für jeden einzelnen.
Schon als ich den Roman „Man wird nicht als Soldat geboren" das erste Mal las, habe ich mir eine Stelle angestrichen. Serpilin denkt darüber nach, welch große Verantwortung er für die ihm anvertrauten Soldaten hat: „Die Menschen im Kriege schonen, bedeutete sie keiner sinnlosen Gefahr aussetzen, sie aber ohne Zögern einer unabwendbaren Gefahr entgegenzuwerfen. Allein das Maß dieser tatsächlichen, wenn du recht hast, und vermeintlichen, wenn du dich irrst, Unabwendbarkeit liegt auf deinen Schultern und auf deinem Gewissen. Im Krieg gibt es keine Probe wie im Theater, wo man erst mal versuchsweise, übungshalber spielen kann, ehe es dann wirklich ernst wird. Im Krieg gibt es keinen Rohentwurf, den man sauber abschreiben oder zerreißen kann. Im Krieg wird alles mit Blut geschrieben, alles, von Anfang bis Ende, vom ersten

Federstrich bis zum letzten Punkt." Diese Stelle hat mich beeindruckt, weil sie deutlich macht: Die Gebote des sozialistischen Humanismus gelten für Kommunisten immer, auch unter den außergewöhnlichen Bedingungen des Krieges. Später einmal sagte Simonow in einem Gespräch dazu: „Ich kann die Romane nicht nur als historische betrachten. Ich will an diesem historischen Stoff auch zeigen, was mir heute wichtig scheint. Die ewigen Probleme des Sittlichen und Unsittlichen, des Guten und Bösen, Freundschaft und Feindschaft, Treue und Untreue, staatsbürgerliche Pflicht und ihre Verletzung, Verantwortungsgefühl für die eigenen Handlungen oder das Fehlen dieses Gefühls, all diese Probleme stehen in der Gesellschaft auch in Friedenszeiten. Ich möchte nicht nur auf historische Fragen Antwort geben, sondern auch auf Fragen des heutigen Lebens."

Das war 1972. Damals arbeitete ich schon als Journalist auf dem Gebiet der Literatur. Simonow sei in Berlin, erfuhr ich. Er sei privat hier, zu Studien im Staatlichen Filmarchiv, werde also auch auf keiner öffentlichen Literaturveranstaltung auftreten. Wie schade, denn ich wollte ihn gern treffen und um ein Interview bitten. Wie sollte ich jetzt an ihn herankommen? Ich bekam heraus, daß er im Apartementhaus „Unter den Linden" wohnte, und rief einfach an: Konstantin Michailowitsch, ob Sie Zeit für ein Interview hätten? War ich froh, als er zusagte. So lernte ich ihn kennen, und so ist er mir heute noch in Erinnerung – ruhig, bedacht, die Pfeife im Mund, bescheiden und zugleich voller Würde. Später bin ich ihm dann auf mehreren Literaturveranstaltungen begegnet, habe erlebt, wie schnell er Kontakt zu seinen Zuhörern fand, wie leidenschaftlich er sprechen konnte, wenn es um die Wahrheit über den Krieg ging und um die Sache des Friedens.

Damals, 1972, interessierte mich unter anderem eine Frage: Warum hatte er Serpilin in „Der letzte Sommer" sterben lassen? Der Leser hatte ihn doch lieb gewonnen. Simonow antwortete darauf: „Ich möchte die Wahrheit über diesen Krieg erzählen. In diesem Krieg haben wir 20 Millionen Menschen verloren. Was für eine furchtbare Zahl! Und nun stellen Sie sich vor, daß jeder dieser 20 Millionen außerdem für einige Menschen der liebste und teuerste Mensch auf der Welt war. Das darf man nicht vergessen. Und damit der Leser zusammen mit mir fühlt, daß der Krieg in den Tagen der Niederlage wie in den Tagen des Sieges vom ersten bis zum letzten Tag eine Tragödie ist und bleibt, damit der Leser empfindet, welch hohen Preis wir für den Sieg zahlen mußten, habe auch ich mich, der Schriftsteller, vom liebsten Menschen in meinen Büchern getrennt."

Die Wahrheit über den Krieg, so furchtbar sie auch ist, war für Simonow immer das Wichtigste. „Weil mein hauptsächliches Ziel ist, über den Krieg so zu schreiben, daß es der Sache des Friedens nützt, dazu beizutragen, daß es keinen neuen Krieg gibt."

1972 sprach Simonow bereits von seinen Kriegstagebüchern: „Wenn ich mich an ein neues Buch setze, hilft mir das Gedächtnis, das Gedächtnis des Geistes und das Gedächtnis des Herzens, das doppelte Gedächtnis des Menschen, das nebeneinander existiert. Mir helfen auch meine Tagebücher aus dem Krieg. Ich habe Kriegsnotizbücher, in denen ich meine Gespräche mit verschiedenen Menschen aufgezeichnet habe. Ich habe schon viel davon benutzt in Korrespondenzen, aber vieles ist auch geblieben. Außerdem habe ich in den seltenen freien Minuten und Stunden des Krieges so etwas wie ein Tagebuch geführt. Das heißt, ich habe nicht jeden Tag geschrieben, aber wenn ich von der Front zurückkam, während des Nachtdienstes in der Redaktion bat ich um die Hilfe der Stenographistinnen und diktierte das, was mir am tiefsten im Gedächtnis geblieben war."

In Zukunft möchte er seine Kriegstagebücher zum Druck vorbereiten, sagte er damals. Jetzt liegen sie bereits in deutscher Fassung vor. „Es sind nicht die Memoiren eines Berufssoldaten und ist auch nicht die Arbeit eines Historikers, sondern es ist das Tagebuch eines Schriftstellers, der mit eigenen Augen einen Bruchteil des Geschehens im Großen Vaterländischen Krieg gesehen hat. Dieses Geschehen war von gewaltigem Ausmaß, der Bereich meiner persönlichen Beobachtungen hingegen sehr begrenzt, ich bin mir dessen sehr wohl bewußt und erhebe keinen Anspruch auf ihre Vollständigkeit." So schreibt Simonow zu Beginn seines Tagebuchs. Und doch ist auf diesen über 1 000 Seiten oft ein vollständiges Bild von diesem Krieg erreicht worden, vollständig nicht im Hinblick auf alle Fakten, die man nennen könnte, sondern vollständig im Sinne eines Gesamteindrucks, den der Leser gewinnt. Denn Simonow bedient sich eines interessanten künstlerischen Verfahrens. Die detaillierten Beobachtungen des Frontkorrespondenten wechseln mit Kommentaren des Autors aus heutiger Sicht. So ergibt sich ein vielschichtiges Bild. Es bleibt genau erhalten, was der junge Journalist damals an den einzelnen Tagen des Krieges dachte, fühlte, und zugleich wird der Standpunkt des erfahrenen Schriftstellers deutlich, der von der Höhe der Zeit viele Ereignisse besser begreift und anders einschätzt. Interessant ist es auch, den Verbindungen nachzugehen, die zwischen den Kriegstagebüchern und Simonows Romanen bestehen. Denn viele Menschen, denen er in den Tagen des Krieges begegnete und in seinen Notizen festhielt, haben später ihren Platz in „Tage und Nächte" und vor allem in der Trilogie „Die Lebenden und die Toten" gefunden. So ergibt sich ein doppeltes Bild – vom Krieg, wie er wirklich war, und von dem Autor, der ihn erlebte und beschrieb, von dem Menschen Konstantin Simonow. Er weilt nicht mehr unter uns, doch er wird Generationen wiederbegegnen in seinen Büchern.

Fotos: Zentrales Haus der DSF, „Freie Welt"

VERWIRRTE COMPUTER?

In einer riesigen, ins Felsmassiv der Rocky Mountains gesprengten Höhle in Colorado Springs befindet sich das „Oberkommando für die Luftverteidigung" der Vereinigten Staaten (NORAD). Seine Hauptaufgabe ist „die Entdeckung und Abwehr eines sowjetischen Angriffs auf das Territorium Kanadas oder der USA". Zweimal innerhalb von vier Tagen haben nun im Juni dieses Jahres die Computer von NORAD Alarm geschlagen. Eine fliegende Kommandozentrale stieg auf, fünf B-52 mit Atombomben an Bord standen mit laufenden Triebwerken startbereit, die Bedienungen der mit Kernsprengköpfen versehenen interkontinentalen Raketen machten die Flugkörper in den unterirdischen Silos für den „Vergeltungsschlag" fertig.
Ganze zwanzig Minuten brauchte man dann, um rückgängig zu machen, was „verwirrte Computer" auslösten. Denn ein sowjetischer Raketenangriff hatte wieder einmal überhaupt nicht stattgefunden.
Aber ist es denn ein Wunder, wenn dort, wo mit einer „sowjetischen Bedrohung" so in Panik gemacht wird, nun auch noch die Computer verrücktspielen? War doch schon einmal ein USA-Kriegsminister das Opfer seiner eigenen Propaganda geworden und hatte sich völlig durchgedreht mit dem Ruf „Die Russen kommen" aus dem Fenster gestürzt.

„Zweimal in vier Tagen produzierte das US-Sicherheitssystem Unsicherheit", stellte auch die „Frankfurter Rundschau" fest, die nicht immer die Dinge ganz so klar sieht. Aber die eigentliche Gefahr liegt ja wohl doch nicht nur bei den „verwirrten Computern" in der Höhle der Rocky Mountains. . .
Da befaßte sich zum Beispiel im April 1979 der Außenpolitische Ausschuß des USA-Senats mit einem Bericht. Das Papier erinnerte zunächst daran, daß es einmal eine Zeit gab, in der „die Kombination von militärischer und ökonomischer Macht den Vereinigten Staaten eine beispiellose Vormachtstellung" sicherte. Aber dann „haben sich ernsthafte Veränderungen im internationalen politischen, militärischen und ökonomischen Leben vollzogen, die den unantastbaren Status der USA als einzige Supermacht der Welt angegriffen haben und die Zweifel daran aufkommen ließen, daß Krisen allein mit militärischen Mitteln lösbar seien".
Für Leute wie die Mächtigen der USA eine wahrlich bittere Erkenntnis. „Die militärische Stärke ist das wichtigste Programm der Regierung", hieß es einmal in einer amerikanischen Veröffentlichung. „Die Stärke, die Möglichkeiten ihrer Anwendung oder die Drohung vermittels Stärke bleibt ein außerordentlich lebensfähiger, wenn auch inhumaner Faktor und ist die Hauptbeschäftigung derer, die die Außenpolitik machen."
USA-Regierungen haben nicht nur einmal auf diese Art „Außenpolitik" gemacht. Von der Aggression gegen die Philippinen in den Jahren 1945 bis 1956 über den Krieg in Korea 1950 bis 1953 und die Vietnam-Aggression bis zu dem diesjährigen Stoßtruppunternehmen in Iran. Dreimal seit 1945 wurden in erpresserischer Absicht die strategischen Kernwaffenkräfte in Alarmbereitschaft versetzt. „Wir besitzen Atomwaffen, und im Prinzip schließen wir ihren Gebrauch, wo es auch sei, nicht aus", erklärte erst wieder im Februar 1980 der Sprecher des Pentagon.
Die USA haben einen Militärapparat aufgebaut, der nach Einschätzung von Experten „den vernünftigen Bedarf der Landesverteidigung um ein Mehrfaches, nach einigen Beurteilungen sogar um das Dutzendfache und noch mehr" übersteigt. Sie verfügen nicht nur über ein Arsenal sogenannter nuklearstrategischer Kräfte von Interkontinentalraketen, kernkraftgetriebenen U-Booten und Langstreckenbombern. Sie haben auch ein nach eigenen Worten „ausgeklügeltes Netz" von fast zweieinhalbtausend Stützpunkten auf allen Erdteilen.
Die meisten der außerhalb der USA eingesetzten Soldaten, etwa 240000 Mann, die größte Zahl von Depots für Waffen, Ausrüstungen und Munition sowie



COMPUTER-PROGRAMMIERUNG

Zeichnung: Peter Dittrich

mehr als 7000 von den insgesamt 12000 Kernsprengköpfen, die die USA im Ausland zur Verfügung halten, befinden sich in der BRD. Um ihrer Stärke willen, um eine militärische Überlegenheit zu erreichen, haben die USA beispielsweise ihre Rüstungsausgaben von 81,4 Milliarden Dollar im Jahre 1969 auf rund 170 Milliarden für das Finanzjahr 1981 gesteigert.
Im Mai 1978 stiftete Washington seine NATO-Partner an, das Langzeit-Rüstungsprogramm zu beschließen. Es sieht auf 2000 Seiten 1300 Rüstungsmaßnahmen vor, die bis 1993 für zusätzlich 80 bis 100 Milliarden Dollar verwirklicht werden sollen. Weiter angeheizt wurde das Wettrüsten dann durch den NATO-Beschluß vom 12. Dezember 1979, mit den „Cruise Missile" und „Pershing 2" 572 neue amerikanische Kernwaffeneinsatzmittel in Westeuropa zu stationieren. Auch das soll, wie US-Kriegsminister Brown seinerzeit erklärte, dazu dienen, bis Mitte der achtziger Jahre eine allgemeine militärische Überlegenheit der NATO (und damit auch ihrer Hauptmacht USA) über den Warschauer Vertrag zu erreichen.
Genutzt hat das allerdings bisher nur den Monopolen der Kriegsindustrie. Der amerikanische Luftwaffenkonzern Boeing zum Beispiel, der auch an der Entwicklung der neuen Interkontinentalrakete MX beteiligt ist, hatte 1979 einen Rekordumsatz von 8 Milliarden Dollar. Und Imperialisten fällt es natürlich schwer, auf solche Profite zu verzichten. So haben sie sich dann auch ausgerechnet – gelingt es, SALT II zu Fall zu bringen, dann müßte der jährliche Rüstungshaushalt um 50 bis 60 Milliarden Dollar erhöht werden. Und das würde zusätzliche Einnahmen aus dem Waffengeschäft bringen. Dabei haben die USA für die achtziger Jahre ohnehin schon Rüstungsprogramme geplant, die an die 725 Milliarden Dollar kosten werden. Unter anderem soll die Kriegsflotte, die nach eigenen Aussagen schon heute in der Lage sei, „alle großen und mittleren Städte der UdSSR zu vernichten", nun „zur stärksten Marine, die es auf den Meeren gibt", ausgebaut werden. Die „ohnedies enorme Zerstörungskraft" der amerikanischen interkontinentalen Raketen, so ließ man ebenfalls verlauten, werde durch das MX-Programm um mehr als 400 Prozent vergrößert „und den USA einen Überraschungsangriff ermöglichen".
Zwei Milliarden Dollar haben die Vereinigten Staaten bereits für Experimente zum Einsatz von Laserstrahlen als Waffe ausgegeben, weitere 2 Millionen sollten dieses Jahr folgen. Inzwischen wurden auch Vorschläge bekannt, 30 mit Laserwaffen bestückte Orbitalstationen ins All zu bringen.
„Wer sich die Kontrolle über den Weltraum, den Hauptschauplatz künftiger Kriege, verschaffen kann", so spekulierte die US-Zeitschrift „Business Week" dazu, „wird das Kräfteverhältnis entscheidend verändern können, und das wird gleichbedeutend sein mit der Errichtung der Weltherrschaft."
Man hört das aus Washington immer wieder – „daß unser Land notwendigerweise eine führende Rolle in dieser Welt einnehmen sollte". Daß es den USA darum geht, „eine Weltordnung zu schaffen, mit der sie leben können – eine Welt, in der es . . . relativ freien Zugang zu den Resourcen der Welt gibt". Eine Welt also, in der die USA an die Schätze anderer Völker nicht etwa auf dem Wege normaler Geschäfte, sondern durch ganz gewöhnliche Ausbeutung kommen, sich mit ihrer ökonomischen und militärischen Stärke „einen relativ freien Zugang" zu Roh- und Brennstoffen verschaffen.
Ereignisse wie in Iran und Afghanistan passen natürlich nicht in eine solche Weltordnung. So läßt sich das, was vom Westen über Afghanistan verschwiegen, gelogen und gehetzt wurde, ebenso leicht erklären wie die Aktion „Blaulicht" einer Spezialeinheit der US-Streitkräfte zur angeblichen Geiselbefreiung in Teheran.
„Die amerikanische Militärmacht muß imstande sein, unsere Schlüsselindustrien im Ausland zu schützen, einschließlich der drei lebenswichtigen strategischen Zonen außerhalb unserer Hemisphäre, Westeuropa, der Nahe Osten und Ostasien", forderte „Sicherheitsberater" Brzezinski. Ergänzend dazu die Aussage des Kriegsministers Brown: „Öl ist nicht das einzige lebenswichtige Interesse, das die Vereinigten Staaten haben."
Nach dem zweiten Weltkrieg begannen die USA als erste damit, 30 Großsysteme von Offensivwaffen zu entwickeln. Seitdem haben sie fast zweieinhalb Billionen Dollar aufgewendet, um eine Überlegenheit zu erreichen, die ihnen „die Möglichkeiten ihrer Anwendung oder die Drohung vermittels Stärke" ermöglicht. Doch Stärke ist sehr relativ. Und wenn die USA in Europa keinen und in der Welt insgesamt immer weniger Erfolg damit haben, so hat das auch seine Gründe. Ein bißchen liegt es auch daran, daß wir stets wachsam waren und für eine entsprechende Landesverteidigung sorgten. Vor allem aber, daß die Sowjetunion, was ihr gewiß auch nicht immer so leichtfiel, bewies, eine Überlegenheit der USA gibt es nicht. Das militärische Kräfteverhältnis ist ungefähr ausgewogen.
Doch der Direktor des Stockholmer Friedensforschungsinstituts SIPRI, Frank Barnaby, schätzte im Juni dieses Jahres ein: Europa läuft zunehmend Gefahr, zum Schauplatz eines Atomkrieges zu werden, dem die Welt heute näher ist als zuvor. Die Gefahr für Europa wachse vor allem mit der Entwicklung der sogenannten eurostrategischen Waffen. Jener Waffen also, die in Europa zu stationieren, im Dezember 1979 auf Betreiben der USA von der NATO beschlossen worden war und von denen die ersten „Pershing 2" in Verpflegungscontainern der US-Army getarnt, bereits im April dieses Jahres in die BRD eingeflogen wurden.
Wenn das „US-Sicherheitssystem" Unsicherheit produziert, liegt das also wirklich nicht nur an „verwirrten Computern" in dieser Höhle der Rocky Mountains.

Major K.-H. Melzer

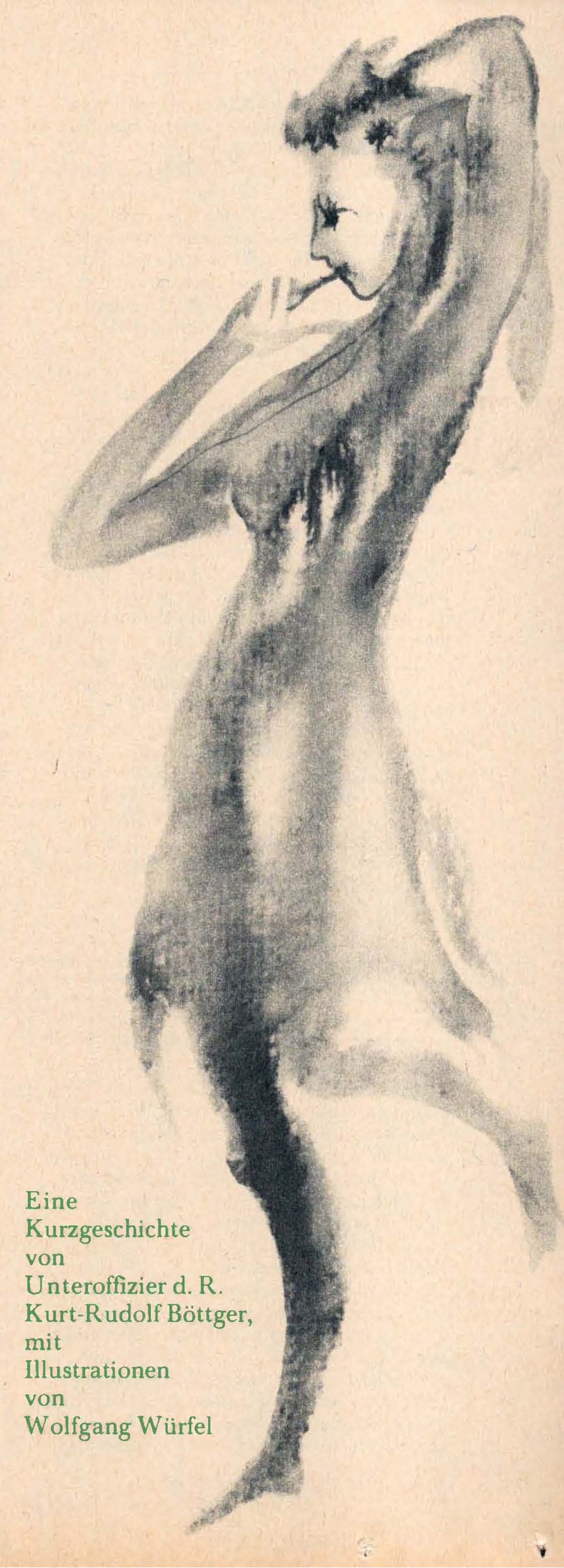


Leichter Kreuzer „Oktjabrskaja Revoluzia"
der sowjetischen Seestreitkräfte
Foto: Tessmer



Rulo faltete das blütenweiße Spitzentaschentuch zusammen, das ihm seine Mutter nach dem Abschiedskuß gegeben hatte, damit er sich von seiner „schönen Beate galant verabschieden könne“. Weiß, dachte er dabei, ist doch in verschiedenen südlichen Ländern die Farbe der Trauer und im Kriegsgeschehen die der Parlamentarier und der Kapitulation. Das alles aber trifft doch auf Beate und mich nicht zu. Also werde ich mir recht bald ein rotes Tüchlein kaufen, um der ganzen Winkerei den richtigen Symbolgehalt zu geben.
Er steckte das Tuch behutsam in seine rechte Uniformtasche und fühlte dabei, daß sich noch etwas darin befand, was beim Ankleiden noch nicht vorhanden gewesen war. Ein Zwanzigmarkschein, bis zum Gehtnichtmehr gefaltet. Das war eine Marotte seines Vaters und außerdem die reinste Zauberei, von der Rulo, was er nie begriff, wieder einmal nichts bemerkt hatte. Er griff in die andere Jackentasche. Der Fünfzigmarkschein war straff gerollt und mit schwarzem Zwirn verschnürt, verliebte Spielerei seiner Mutter. Auf weitere Überraschungen gefaßt, setzte er die Inventur fort, fand noch einen nagelneuen Zehnmarkschein, also von Oma, eine Stange Pfeffi, typisch für Opa, und ein winziges Brieflein, das er so erstaunt betrachtete, als wäre ihm soeben ein Kolibri aus Afrika in die Hand geflogen. „An Rulo!“ las er mit optischer Überkonzentration. Er wollte diese Mikropost öffnen. Aber womit? Alle scharfen Gegenstände, die er bei sich trug, waren dafür zu groß und zu grob. Er brauchte technische Hilfe.
Kurz entschlossen drängelte er sich durch den schmalen Gang von Abteil zu Abteil. Endlich hatte er eine silbern blitzende Stecknadel zwischen Daumen und Zeigefinger. Behutsam wie ein Sprengmeister beim Entschärfen einer Bombe ging er zu Werke, wobei lächelnde, ernste, spöttische und neugierige Augen zusahen. In dem Kuvert befand sich ein noch etwas kleineres Leporello. „Doch nicht etwa von Mata Hari?“ ulkte ein drahtiger Mitvierziger. „Genau“, konterte Rulo. Die macht immer solchen Quatsch!“ Im gleichen Moment beschloß er, sofort nach seiner Ankunft in der Garnisonstadt eine gute Lupe zu kaufen.
In der Kaserne ging er dann mit Lupe, Kuvert und Leporello aufs WC, setzte sich und las: „Liebster Rulo! Ich schreibe das, was ich nicht sagen konnte. Alle meine Freundinnen haben Jungs, die die Musen lieben, die dichten, malen, komponieren und diese kleinen Werke hin und wieder ihren Mädchen schenken. Für Dich aber gibt es nur Fußball, Handball, Basketball. Kannst Du Deine Ballerei nicht mal etwas einschränken und an poeti-

schere Dinge denken? Ich hätte so gern von Dir ein Gedicht, ein Bild oder ein Lied. Wenn Du nur einen dieser Wünsche erfüllst, wäre ich riesig glücklich, wenn nicht, dann..."
An dieser Stelle war der Leporellobrief absichtlich oder unabsichtlich zu Ende. Auch Beates Unterschrift fehlte.
Die spinnt, dachte Rulo, ist übergeschnappt. Und mit so was habe ich vor 48 Stunden in der Badewanne gesessen. Wütend holte er aus seiner Brieftasche ihr Bild hervor, um ihr folgendes ins Gesicht sagen zu können: „Was soll dieser Rohrkrepierer, du romantische Hexe? Bei dir klemmt doch irgendwo der Turm, du geistsaugender Vampir."
Aber so wie dieses Mädchen auf dem Bild da konnte sicherlich Schneewittchen nicht lächeln, Dornröschen nicht küssen und Aschenputtel nicht tanzen. Rulo überlegte. Ein Versuch würde ja nicht schaden. Aber Dichten kam überhaupt nicht in Frage. Schon in der Schule graute ihm vor Gedichten. Nur die lustigen Kurzformen, die der beliebte Klassendichter Kurzgut verfaßte, prägte er sich ein. So „Vater und Kind/reiten im Wind./Kommt ein Mann/und fragt an,/ob er den Knaben mitnehmen kann./Nächsten Tag große Not,/ Vater lebt,/Kind ist tot."
Auch von Malen konnte überhaupt keine Rede sein. Wenn Rulo gemalt hatte, dann mit Lineal, so daß seine Arbeiten wie technische Zeichnungen eines Hortkindes aussahen. Aber in der Musik sah er eine, wenn auch winzige Chance.
Am Abend verschaffte er sich Zugang zu einem Klavier im Regimentsklub. Darauf spielte er mit den zwei Mittelfingern ein Adagio des berühmten Flohwalzers. Dabei erkannte er nicht ohne Schreck, daß es irgendwann in seinem Gehirn eine Katastrophe gegeben haben mußte, denn viele seiner musikalischen Kenntnisse waren verschüttet.
Im Bett kam später nur der Halbschlaf zu ihm. Und der spielte für ihn einen riesigen Musikfilm, in dem alles durcheinander ging: Beethoven dirigierte mit wehender Mähne und blitzenden Geniusaugen ein gewaltiges Flohwalzerorchester, Bach, so erregt, daß Puder aus seiner Thomaskantorperücke rieselte, arbeitete an einer Flohwalzerpassion, Chopin improvisierte an einem Kolossalflügel, der vor dem Warschauer Schloß aufgestellt war, das gleiche Thema...
Zwei Tage später, nach dem Studium der ihm fast entfallenen Notenschrift, der Tonleitern, des Kreuzes und des Be, begannen sein Wissen und seine Phantasie sich zu einer originellen Idee zu verbinden. Hatte nicht der orgelschlagende Johann Sebastian Bach seinen vierbuchstabigen Namen vertont? Warum sollte



Eine Kurzgeschichte von Unteroffizier d. R. Kurt-Rudolf Böttger, mit Illustrationen von Wolfgang Würfel

er, Rulo, nicht Beates Namen ebenfalls vertonen oder in Notenschrift setzen? Nur das t, das es in der Notenschrift nicht gibt, bereitete ihm Kopfzerbrechen. Schließlich entschied er mit Künstlermut, für t einfach d zu setzen. Er kaufte sich im MHO-Laden einen Zeichenblock, Faserstifte und das größte Kuvert, das zu haben war. Nachdem er zahlreiche Entwürfe zu Papier gebracht hatte, ging er zur Endfertigung über. Mit einem „Das-hastenun-davon" trug er den Riesenbrief als Einschreiben zur Post.
Beate saß vor dem Riesenkuvert und getraute sich nicht zu öffnen. Schon als sie den Liliputbrief in Rulos Uniformtasche geschmuggelt hatte, war in ihr die bange Frage aufgestiegen, ob sie mit ihren Wünschen nicht das ihm zumutbare Maß überschritten hatte? Erhielt sie nun die Todesurkunde ihrer jungen Liebe? Oder die Geburtsurkunde eines neuen Rulo, der reuevoll seiner „Ballerei" abschwor und sich enthusiastisch zu den neun Göttinnen der schönen Künste bekannte? Vorsichtig durchschnitt sie mit dem hölzernen Brieföffner die Hülle des Unbekannten. Was ihr dann unter die Augen kam, stimmte sie erstaunt, froh und nachdenklich zugleich, denn Rulos Antwort sah so aus:
„Liebste Beate, Dein winziger Brief war eine wunderbare Überraschung. Sicherlich hast Du nicht ganz unrecht. Mit meiner Ballerei bin ich wahrhaftig zu einseitig. Alles – Verse schreiben, Porträts malen und Lieder komponieren – kann ich natürlich nicht. Aber ich habe fürs erste versucht, Deinen Namen in Notenschrift zu setzen.



Übrigens, meine Genossen haben Frauen und Mädchen, die hervorragende kleine kunstgewerbliche Dinge anfertigen und diese hin und wieder ihren Jungs schenken. So etwas hätte ich auch gern von Dir. Wenn Du mir diesen Wunsch erfüllen würdest, wäre ich riesig glücklich, wenn nicht, dann..."
Beate begriff. Das war nicht nur eine Retourkutsche, sondern ein Retourpanzer. Und zwar ein ganz ausgeklügelter, denn für derartige Dinge hatte sie zwei linke Hände. Nun saß sie am Klavier und spielte immer wieder, laut oder leise, langsam oder schnell, die Noten be, a, d, e. Sie dachte daran, irgendwas Kunstgewerbliches zu kaufen, es Rulo zu schicken, zu behaupten, das Produkt sei von ihr. Aber dieser Gedanke bereitete ihr Unbehagen. Sie schlug Disharmonien an und fühlte dabei, daß es diese widerlichen Töne auch zwischen ihr und Rulo gab. Dumme Gans, sagte sie zu sich selbst, dieser Elektriker, Richtschütze und Fußballfan ist doch in Ordnung. Warum mußt du immer an ihm rummäkeln? Warum stellst du unsinnige Forderungen, die er nur mit größtem Kraftaufwand oder gar nicht erfüllen kann? Sie warf sich auf die Couch, stierte an die Decke und setzte ihr Selbstgespräch fort. Nun hat er dir gezeigt, was eine Harke ist, wo deine Grenzen sind, was du nicht kannst.
Dann schloß sie die Augen, erinnerte sich an jenen Morgen, als Rulo mit ihrem nur einmal für eine Minute getragenen Nachthemd in der Hand am weitoffenen Fenster stand, um der aufgegangenen Sonne zuzuwinken. Sie dachte an jenen späten Sommerabend, da sie auf einer der einsamsten Bänke des Parkes saßen und er ihr die Bluse öffnete, weil er herausfinden wollte, ob es eine Dreieinheit zwischen ihrem Busen, dem Mondlicht und Goethes Gedicht „An den Mond" gäbe.
Von ihren Gefühlen hin und her gerissen, sprang sie auf, stürzte ans Klavier, spielte und sang: „Alles, was du kannst, das kann ich viel besser... Kannst du nicht! Kannst du nicht! Kann ich nicht!"
Wieder fiel ihr Blick auf das Thema be – a – d – e. Sie kramte einen Bilderrahmen aus einem unteren Schubfach, rahmte Rulos Werk ein und hängte es neben ein Foto von David Oistrach über das Klavier. Sie hatte genug nachgedacht. Jetzt mußte sie handeln. Eine Stunde später saß sie im Zug, der schneller zu fahren schien als sonst.
Am Kasernentor wurde ihr höflich erklärt, daß Rulo Ausbildung habe und deshalb unabkömmlich sei. Sie fand keine Argumente, griff nicht einmal zu einer Notlüge, sondern sah den diensthabenden Offizier nur mit solch großen und traurigen Augen an, daß dieser schließlich ein wenig kopfschüttelnd telefonierte. Bald darauf kam Rulo. Er hatte nur 5 Minuten Zeit. Sie sprachen nicht viel. Alles, was gesagt werden mußte, lag in ihren Bewegungen, Blicken und Küssen. Arm in Arm gingen sie einige Schritte hin und her. „Wir passen doch so gut zusammen", sagte sie zärtlich. Er nickte. „Ja, was der eine nicht hat, hat der andere." Sie hielt ihm sanft den Mund zu. „Wenn wir das alles zusammenlegen, haben wir beide alles."
Die Zeit war um. Er nahm den Nelkenstrauß, den sie für ihn mitgebracht hatte. Sie winkte. Er winkte. Die Wache hing grienend an den Fenstern. Plötzlich warf Rulo den Nelkenstrauß in die Luft und rief: „be – a – d – e!" Sie lachte glücklich.



Bruder

Wie oft er in den drei Jahren, die sie nun zusammen sind, auf einer Bank in den Grünanlagen der Kaserne, bei einer Ausbildungspause draußen im Gelände oder wie hier im Dimitroff-Kabinett so mit ihnen gesessen hat, kann er beim besten Willen nicht sagen. Das sei normal, das gehöre einfach dazu, meint er. Schließlich sei er ihr Kommandeur.

Oberleutnant Pawlin Stefanow Palew ist Zugführer an der Sergeantenschule der Bulgarischen Volksarmee in Gorna Orjahovica. Sie trägt seit 1979 den



Kommandeur

Namen Georgi Ismirliew Makedontschewo, eines Helden des Kampfes für die Befreiung des bulgarischen Volkes von der türkischen Fremdherrschaft vor über hundert Jahren.

An dieser Schule werden Berufsunteroffiziere für die Landstreitkräfte ausgebildet: Panzer-

fahrer, Nachrichtenspezialisten, Pioniere, Chemiker und natürlich mot. Schützen, zu denen auch die zwanzig aus dem Zug von Oberleutnant Palew wollen. Zehn Jahre mindestens werden sie alle dienen.

Die Ausbildung an der Militär-Mittelschule für Sergeanten, wie man die bulgarische Bezeichnung vielleicht übersetzen könnte, dauert drei Jahre. Dazu gehört Unterricht in bulgarischer Sprache und Literatur, in Geschichte, Mathematik, Physik, Chemie, Geographie und Biologie, in Russisch und einer zweiten Fremdsprache. Es werden die Grundlagen des Wissenschaftlichen Kommunismus gelehrt, und die Kursanten werden mit der parteipolitischen Arbeit vertrautgemacht. Auf dem Stundenplan stehen Militärpsychologie und Militärpädagogik. Schließlich wird sogar die Fahrerlaubnis erworben. Bei all dem kommt die spezielle militärische Ausbildung, kommen Taktik, das Schießen oder die Schutzausbildung natürlich nicht zu kurz. Ebensowenig der Sport, der im Dienst und der in der Freizeit.

Und offensichtlich stimmt da auch das Verhältnis der Zahl der Fächer mit der Güte der Ausbildung überein. Denn beim Kommandeur der Schule liegen allerhand Briefe, geschrieben von Absolventen und von Regimentskommandeuren. Es sind Dankschreiben für die Vermittlung solider militärischer Kenntnisse und dafür, daß die Sergeanten zu ordentlichen Bürgern und zu guten Soldaten erzogen wurden. Kein Wunder, wenn da so mancher der ehemaligen Unteroffiziersschüler nach einiger Zeit wieder in dieser Gegend auftaucht, in dem an die zehn Kilometer entfernten Veliko Tarnovo nämlich – als Kursant an der Offiziershochschule „Wassil Lewski". Andere studieren auch an zivilen Hochschulen. Und einer, so weiß man zu berichten, der wird jetzt sogar Journalist.

Wenn sie aus allen Teilen des Landes nach Gorna Orjahovica kommen, sind sie gerade fünfzehn oder sechzehn. Gut, sie waren nicht die schlechtesten in der Schule – Durchschnittsnote Fünf ist das mindeste (das ist etwa das „Gut" bei uns), sie waren auch im Jugendverband nicht nur zahlendes Mitglied. Überhaupt, hier angenommen zu werden, das kommt bei der Zahl der Bewerber schon einer Auszeichnung gleich. Dennoch, Probleme gibt's auch. Dem einen fällt's trotz aller guten Vorsätze nicht leicht, sich gleich und in allem an die militärische Disziplin zu gewöhnen. Beim anderen ist da ein kleiner Widerspruch zwischen seiner Muskulatur und den Metern und Sekunden, die die anderen schaffen. Und es gibt die Fragen und Probleme, die in dem Alter wohl jeder hat. Sie warten nicht, bis wieder einmal einige von den fünfzig Tagen Urlaub, die es im Jahr gibt, herangekommen sind. Wer soll antworten, soll raten, wenn die Eltern oft Hunderte Kilometer weg sind? Einer wie Oberleutnant Palew kann da eben nicht nur kommandieren, nicht nur die Faustregeln der Taktik vermitteln. „Man muß auch so etwas wie ein Berater, vielleicht ein großer Bruder sein", sagt er. „Es sind ja unsere zukünftigen Unteroffiziere, unsere Genossen." Eine Aufgabe, die ihn reizt, eine Arbeit, die ihm Spaß macht. „Es ist doch schön, wenn man sieht, wie da in drei Jahren praktisch aus einem Jungen ein tüchtiger Soldat, ein guter Vorgesetzter wird. Wenn man seinen Anteil daran hat. . ."

Offizier wollte Pawlin Stefanow eigentlich schon immer werden. Wie sein Vater. Der habe ihn oft mitgenommen, in die Kaserne, zu den Soldaten. Dann waren da die Memoiren sowjetischer Heerführer aus dem Großen Vaterländischen Krieg, die er als Junge gelesen hat. Nicht zuletzt, so sagt er, habe ja sein Volk mit türkischen Herrschern, aber auch mit den deutschen Imperialisten nicht eben die besten Erfahrungen gemacht; beide, die Türkei und die BRD, sind heute Mitglied der NATO. Weil neben seinem Berufswunsch dann auch noch die Noten auf dem Gymnasium danach gewesen seien, wurde er eben für die Militärhochschule „Wassil Lewski" zugelassen. Schon zum Praktikum sei er hier an der Sergeantenschule gewesen. Sich mit den Jungen auch nach Dienstschluß nur mal so zu unterhalten, das gehöre sich eben so. Und der letzte, der das nicht verstehen würde, wäre seine Frau. Sie ist auch Lehrerin an der Sergeantenschule, unterrichtet Geschichte. Trotzdem, für sie und den zweijährigen Sohn bliebe schon noch Zeit. Und sogar für die Literatur. Er schreibt Gedichte. „Über den Armeedienst, die Natur, aber meistens über die Liebe."

Worum ging's nun bei jenem Gespräch im Dimitroff-Kabinett? Schwer zu sagen, wenn man mit dem Fotografieren vollauf zu tun hat, und die Dolmetscherin obendrein gerade mal Pause macht. Vielleicht hatte der Genosse Oberleutnant für das letzte Fußballspiel gerade noch auf ein Unentschieden getippt, und es hatte sich wieder einmal gezeigt, daß die Mannschaft der Unteroffiziersschule auch in dieser Sportart von keiner Mannschaft im Bezirk zu schlagen ist. Vielleicht hatte er aber auch gemeint, ihr Neuererkollektiv würde es wohl doch nicht schaffen, ein besonders kompliziertes Problem zu lösen. – Vielleicht aber ging's auch nur um den Nachwuchs im hauseigenen Tierpark. . .

Major K.-H. Melzer

Foto: Melzer (3), Kamberow (1)





Kommandeur, Spezialist, Meister

Sie sichern eine Marschkolonne der mot. Schützen vor Luftangriffen. Sie sind mit ihrer Vierlingskanone in jedem Augenblick bereit, treffsicheres Feuer zu führen. Sie – das ist die Besatzung einer Fliegerabwehrselbstfahrlafette, eines hochwirksamen Luftabwehrsystems aus Radargeräten, elektronisch gesteuerten Fliegerabwehrkanonen und Panzerfahrgestell. Der erste Mann der Besatzung ist der Kommandant. Er kennt sich bestens aus in Motoren, Kanonen, Radargeräten, elektronischen Rechnern, Funkgeräten – er, ein
Berufsunteroffizier der Nationalen Volksarmee.

Ob mit automatisierten Waffensystemen schwierige Gefechtsaufgaben gelöst, Geschütze justiert oder Panzermotoren ausgewechselt werden, ob Überschall-Jagdflugzeuge für den Gefechtseinsatz überprüft oder Schiffsturbinen gewartet werden – sein Wissen und Können, seine Erfahrung sind überall in unseren Streitkräften gefragt. Für den Schutz unserer sozialistischen Heimat ist er unentbehrlich – er, der
Berufsunteroffizier der Nationalen Volksarmee.

Von ihm lernen die Soldaten das militärische Einmaleins. Er schweißt sie zu einem verschworenen Kampfkollektiv zusammen. Er lehrt sie, die moderne Militärtechnik meisterhaft zu bedienen. Er reißt seine Genossen mit, fördert ihre Initiative und lenkt sie auf hohe Leistungen im Dienst unseres sozialistischen Vaterlandes – er, der
Berufsunteroffizier der Nationalen Volksarmee.

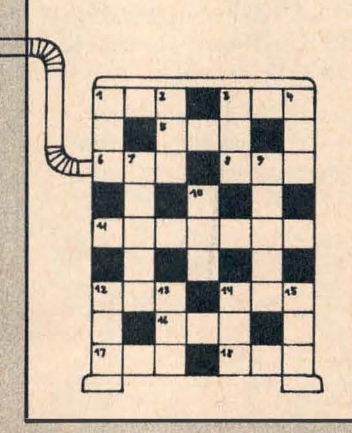
Sein militärischer Beruf sichert ihm eine gediegene Ausbildung zum Meister. Entsprechender Verdienst und angemessener Urlaub sind für ihn selbstverständlich. Vielfältige berufliche Entwicklungsmöglichkeiten stehen ihm offen, u. a. als Fähnrich mit Fachschulabschluß. Weitreichende Förderungsmaßnahmen nach dem aktiven Wehrdienst sind ihm garantiert.

Berufsunteroffizier der Nationalen Volksarmee – für künftige Facharbeiter eine lohnenswerte Perspektive.

Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für Nachwuchsgewinnung an den Schulen, die Wehrkreiskommandos und die Berufsberatungszentren.

FÜR DEN SCHUTZ DER ARBEITER-UND-BAUERN-MACHT

Waagerecht: 1. Pflanzensproß, 5. Süßwasserfisch, 9. Sumpf- oder Wechselfieber, 13. Tafelgemälde, 14. Gestalt aus „Lohengrin", 15. Teighülle mit Fleischfüllung, 17. Stadt im Bezirk Karl-Marx-Stadt, 18. Einfassungsbeet, 20. Farbton, 22. Besitz, 23. südostenglische Grafschaft, 26. männlicher Vorname, 27. Operette von Lehár, 28. niedere Pflanze, 30. Schlußstrophenteil des Meistersingerliedes, 31. geografischer Begriff, 32. vierkantiger Pfeiler, 35. deutscher Porzellantechniker des vor. Jh., 38. jugoslawische Stadt, 39. Staat der USA, 41. Wettkampfbeginn, 44. schwedischer Name einer Stadt in Finnland, 46. schmale Straße, 48. Zitatensammlung, 50. griechischer Name der in Kleinasien eingedrungenen Kelten, 51. bequeme Morgenkleidung, 52. griechischer Buchstabe, 53. Dunst, 56. griechische Göttin, 57. Gesangsstück, 60. Stern im Sternbild Skorpion, 61. Eishockeyscheibe, 63. Gangart des Pferdes, 66. Bezirk der DDR, 67. Erlebnis der wirklichen oder vermuteten Benachteiligung, 71. durchschnittlicher Ablauf der Witterung, 73. Eiland, 74. Sinnestäuschung, 75. französische Textilindustriestadt, 77. Wundmal, 79. Wärmespeicher, 82. Sowjetbürger, 84. männliche Anrede, 86. Zahl, 88. Balkonpflanze, 93. Fischfanggerät, 95. Trinkstube, 97. Lichtwellenverstärker, 98. Stadt in Schweden, 100. Ladenauslage, 101. Ruheständler, 102. Schieferfelsen, 103. Gutschein, 106. Himmelsrichtung, 107. Hanfart, 110. Küchengerät, 112. harzreiches Holz, 114. Fruchteinbringung, 118. Zugmaschine, 120. Bund Lausitzer Sorben, 122. Becken im Innern Südafrikas, 125. Wohlgeruch, 126. Augendeckel, 127. Mutter der Nibelungenkönige, 128. englische Schulstadt, 129. Gestalt aus „Eugen Onegin", 131. Lachsfisch, 134. Gestalt aus „Oberon", 135. Unterkunft, 137. sowjetischer Maler, gest. 1946, 138. Wasserfahrzeug, 139. Halbedelstein, 140. Zeichenerklärung auf Landkarten, 141. Staat in Westafrika, 142. Grundbestandteil.



Senkrecht: 1. Lamaart, 2. Wahlspruch, Motto, 3. Haltetau der Gaffel, 4. deutscher Rechenmeister, 5. Riesenschlange, 6. Sternbild des nördlichen Himmels, 7. schwedischer Chemiker des 18./19. Jh., 8. Zahl, 9. Pampashase, 10. Erfrischung, 11. zugeteilte Menge, 12. Hautflügler, 16. Halbedelstein, 19. Tagesteil, 21. Doppelstern im Sternbild Perseus, 22. polnische Nationaloper, 24. eine der Gezeiten, 25. Anfang, Spitze, 28. Maler und Bildhauer der Renaissance, 29. Riese im französischen Märchen, 33. Anfang, 34. Platz, 35. Teil mancher Schiffe, 36. sowjetischer Schachgroßmeister, 37. Teilzahlungsbetrag, 38. Fallwind an der dalmatinischen Küste, 40. Hügelland in der ČSSR, 41. überlieferte Erzählung, 42. Reifeprüfung, 43. Wagenzug, 45. Ruhemöbel, 47. im Altertum Land in Südarabien, 49. angolesischer Politiker, gest. 1979, 54. Voranschlag, 55. Gestalt aus „Siegfried", 58. Bewohner eines europäischen Staates, 59. inneres Organ, 61. Plage, Mühe, 62. Weichkäse, 64. musikalische Verzierung, 65. Fernsehkontrollgerät, 68. Zimmer, 69. Ortsveränderung, 70. Unruhe, Lärm, 72. Vorfahr, 73. Nebenfluß der Donau, 76. norditalienische Stadt, 78. Stadt an der Elbe, 80. Drama von Ibsen, 81. Gestalt aus „Ein Maskenball", 83. Winkelfunktion, 85. sportliche Veranstaltung, 86. Sportkleidung, 87. Künstlergehalt, 89. Rabenvogel, 90. Zufluchtsort, 91. Spott, 92. griechischer Gott, 94. Seitenwand der Streichinstrumente, 95. Tanzvergnügen, 96. Körnerfrucht, 98. Auwaldstaude, 99. Schwimmvogel, 104. Dirigent, NPT, gest. 1956, 105. Verschluß, Einschließung, 108. Operngestalt bei Borodin, 109. Grundbaustein der Elemente, 111. älteste lateinische Bibelübersetzung, 113. Hausvorbau, 115. Segelstange, 116. Privatsekretär des Cicero, 117. männlicher Vorname, 119. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 120. Südfrucht, 121. Wochentag, 123. griechische Göttin, 124. Kerbtier, 129. sowjetisch-mongolischer Fluß, 130. Geschenk, 132. altes Längenmaß, 133. Beingelenk, 135. Meßgerät für die Schiffsgeschwindigkeit, 136. Bad in Belgien.

Gewinner im Heft 7/80 *waren: Unteroffizier Andreas Adam, 25,– M; Katrin Spitzner, 15,– M; Soldat M. Mummert, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!*

Preisfrage

Die Buchstaben in den Feldern 67, 100, 31, 120, 34, 62, 74, 142 und 18 ergeben in dieser Reihenfolge einen wichtigen Spezialisten für die Gesunderhaltung der Soldaten. Wie heißt er? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 3. 12. 1980. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 12/80.

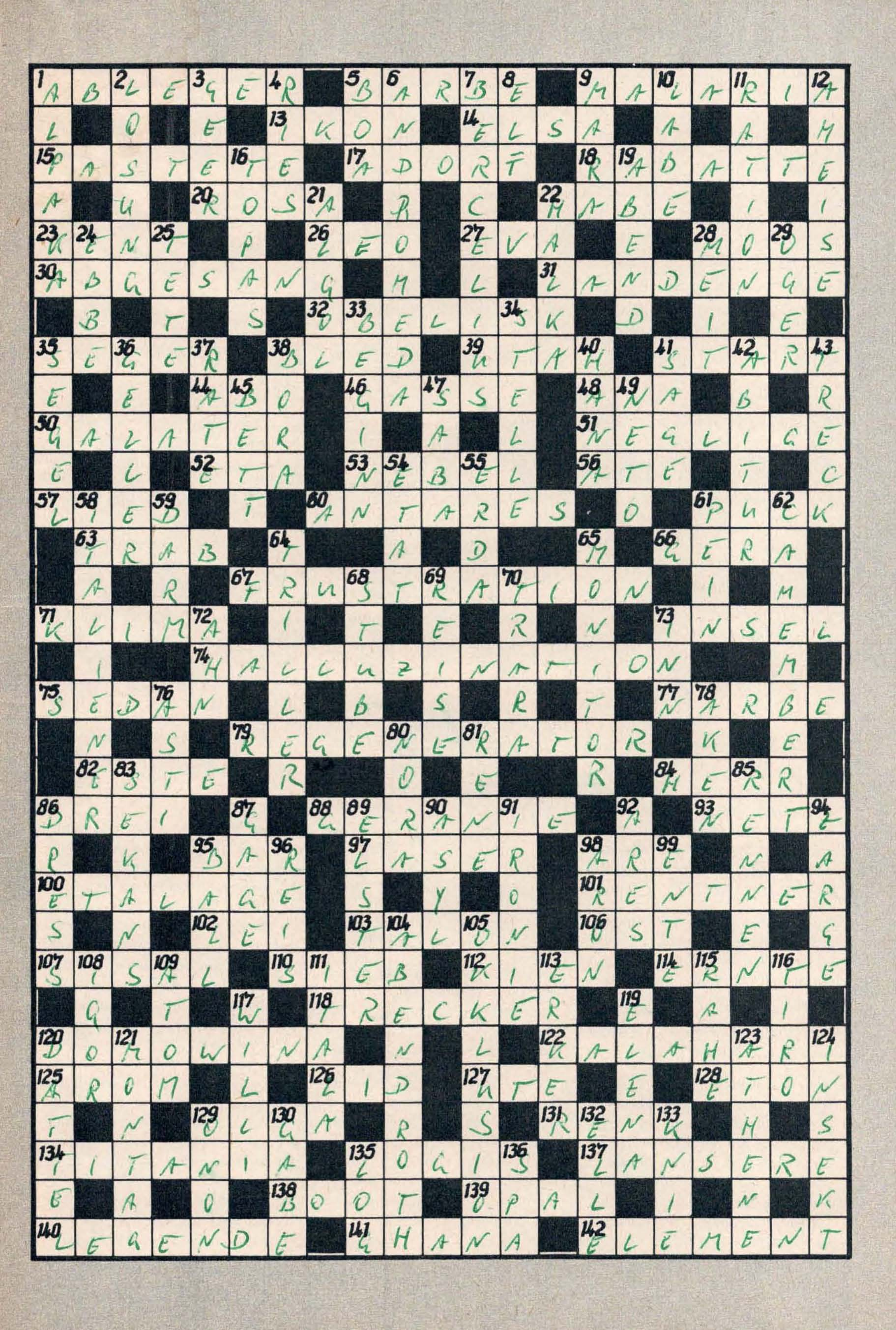
Auflösung aus Nr. 10/80

Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Bibliothek. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Barte, 4. Kran, 7. Dora, 10. Schal, 13. Lei, 14. Tiger, 15. Lek, 16. Ringe, 17. Egel, 19. Base, 21. Irian, 22. Vene, 23. Ise, 25. Tief, 26. Irene, 29. Renette, 32. Fiale, 35. None, 36. Kram, 37. Uran, 39. Star, 40. Wal, 42. Speil, 45. Ili, 47. Batate, 49. Ger, 50. Ras, 52. Kaspar, 55. Reno, 56. Abo, 57. Kiew, 58. Larni, 59. Issos, 60. Uhse, 62. Epi, 64. Lein, 66. Therme, 67. Marlene, 70. Regent, 71. Niesel, 74. Einsatz, 78. Ismene, 81. Erg, 83. Eis, 85. Edda, 86. Hadramaut, 87. Gelb, 88. Tor, 89. Goa, 91. Ortler, 93. Therese, 97. Senker, 100. Aralie, 102. Stakete, 106. Hallig, 108. Glut, 109. Sam, 110. Biel, 111. Itala, 112. Tubus, 113. Rhin, 115. Err, 116. Lese, 118. Antike, 121. Des, 123. Imi, 125. Knarre, 128. Mal, 129. Netto, 131. Aal, 132. Braa, 134. Maat, 136. Rest, 138. Gabe, 141. Ramme, 143. Legatar, 146. Selen, 147. Bast, 149. Ana, 150. Orfe, 152. Meile, 153. Teil, 155. Duse, 157. Niete, 158. Nei, 159. Rater, 160. Aga, 161. Ernte, 162. Lien, 163. List, 164. Tunis.*

Senkrecht: *1. Berlin, 2. Ranzen, 3. Eleve, 4. Kien, 5. Ate, 6. Nilin, 7. Debet, 8. Ora, 9. Alei, 10. Skiff, 11. Heirat, 12. Lanner, 18. Gera, 20. Ster, 24. Sète, 27. Rosa, 28. Newa, 30. Emse, 31. Tula, 33. Iris, 34. Lama, 36. Klee, 38. Nike, 41. Atrium, 43. Prater, 44. Ironie, 46. Lawine, 47. Balaton, 48. Terpene, 49. Golem, 51. Skale, 53. Pastete, 54. Rosette, 61. Helle, 63. Plus, 65. Irbis, 68. Ali, 69. Nut, 72. Inder, 73. Stall, 74. Egart, 75. Narbe, 76. Armee, 77. Zeuge, 79. Magen, 80. Nelke, 82. Rho, 84. Ito, 88. Triel, 90. Asche, 91. Okarina, 92. Tragant, 94. Hut, 95. Reka, 96. Set, 98. Kaliber, 99. Regeste, 101. Igarka, 102. Stand, 103. Askese, 104. Emerit, 105. Eboli, 107. Altena, 114. Helm, 117. Skat, 119. Nora, 120. Imam, 122. Ente, 124. Mora, 126. Alge, 127. Rabe, 130. Tran, 132. Bremse, 133. Amnion, 135. Alte, 137. Eros, 139. Altern, 140. Engels, 142. Ebene, 144. Galan, 145. Tadel, 146. Senat, 148. Stil, 151. Reat, 154. Ire, 156. Uri.*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann



„Mist, verdammter!" ächzt der Soldat Lutz Ehrlich. Der etwas füllige Achtzehnjährige baumelt noch eine Weile einen Meter hoch am Kletterseil. Stemmt verzweifelt seine Füße in das zu einem dicken Knoten verschlungene Tauende und – plumpst entkräftet zu Boden. Aus! mag er bei sich denken. Ade – Achtertest! Beim zehnten Liegestütz schon abgebrochen, danach den 100-m-Sprint in einer Viertelminute verbummelt – und nun dies. Wie soll das mit mir weitergehen? Der junge mot. Schütze schämt sich...

Ihm ist zu helfen

Wie, darüber sprach AR mit Hauptmann Hans-Georg Aschenbach, Student im siebten Semester an der Militärmedizinischen Sektion der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, 1976 Olympiasieger im Spezialsprunglauf auf der Normalschanze in Innsbruck.

Genosse Hauptmann, sind solche Leistungen, wie sie der Achtertest zu Beginn des Grundwehrdienstes von jedem Soldaten verlangt, für einen körperlich normal entwickelten Mann vertretbar?

Absolut! Ich glaube, die Mindestnormen des Achtertests, die jeder junge Soldat bewältigen muß, sind sogar ziemlich großzügig bemessen.

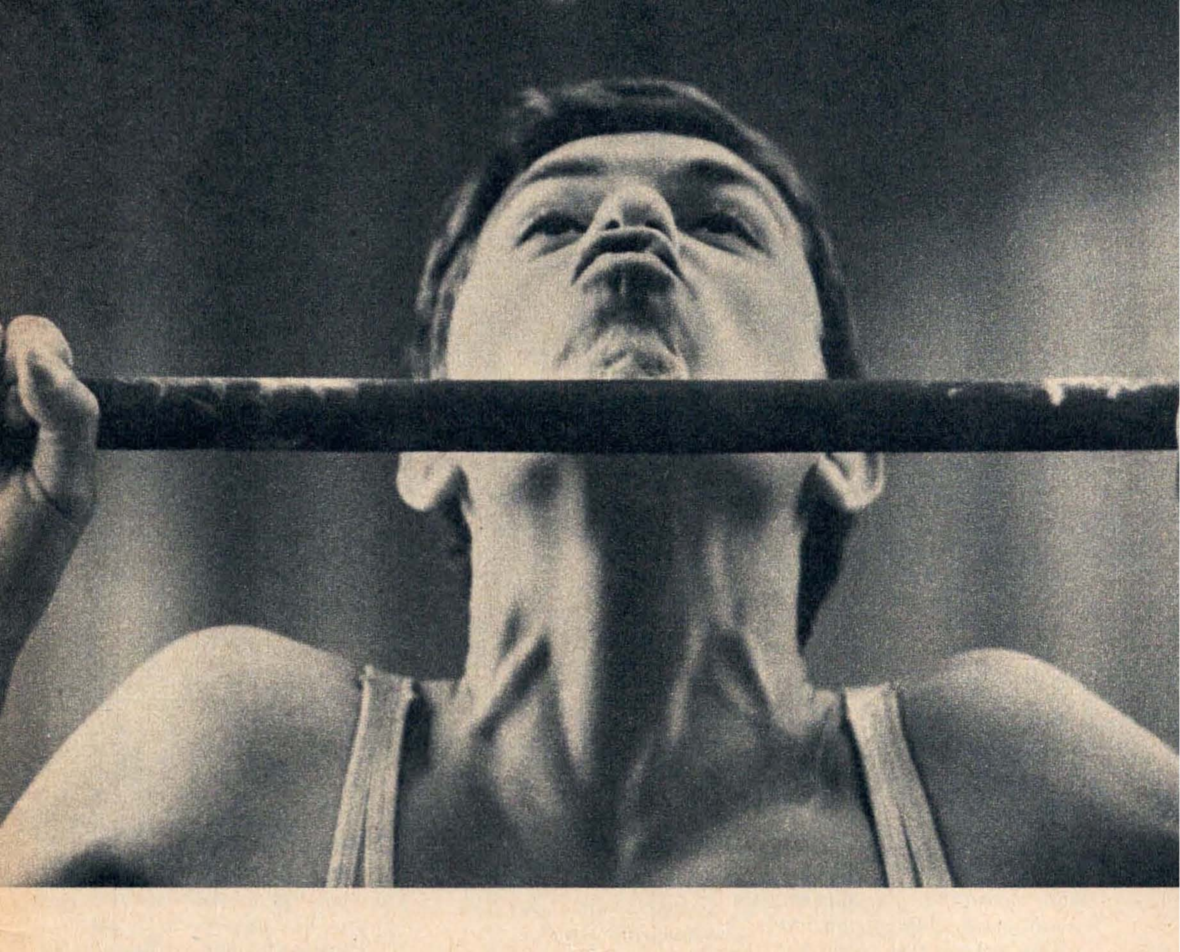
Lutz Ehrlich aber schafft sie nicht. Noch nicht. Weshalb wohl?

Von Kindesbeinen an war ich sportlich aktiv. Genosse Ehrlich vermutlich nicht. Denn als Erwachsener auf Anhieb mindestens 20 Liegestütze fertig zu bringen oder sich in 19 Sekunden fünf Meter am Tau hochzuziehen und zur Ausgangslinie zurückspurten zu müssen, das ist sicher nicht aus dem Ärmel zu schütteln.



Da gab es doch aber den Sportunterricht an der Oberschule und bestimmt noch viel mehr Möglichkeiten für den Jungen, seinen Körper frühzeitig zu trainieren.

Ja und nein! Möglich, daß der Schulsport, an dem Lutz teilgenommen hat, nicht ausreichend gewesen ist. Wie oft geschieht es noch, daß die ohnehin knapp bemessenen Sportstunden ausfallen, weil der Lehrer erkrankt ist, weil das Wetter schlecht oder die Sporthalle anderweitig vergeben ist. Möglich auch, daß der Sportunterricht nicht zielstrebig darauf ausgerichtet war, die Jungen Schritt für Schritt auch auf wehrsportliche Anforderungen vorzubereiten. Oder daß Lutz – und damit beginnt eigentlich sein Mißerfolg – von seinen Eltern oder Lehrern nur oberflächlich zu bewußter Leistungsbereitschaft, zu Willensstärke und Selbstüberwindung erzogen wurde. Wie „leicht" wird's ihm dann geworden sein, sich mit so manch kleiner Notlüge auch von der wehrsportlichen Ausbildung in der GST zu drücken! Mit einem „vertretenen Fuß" und einem „Termin beim Arzt" mag sich Lutz da oft einen Bärendienst erwiesen haben. Und ganz ehrlich: allein regelmäßige Tanz-Gymnastik in der Disko macht den Körper auch nicht stark...



Demnach kommt es also zuerst und vor allem auf die Muskeln an?

Nicht nur und nicht zuerst sind kräftige Muskeln entscheidend. Der gesamte Körper mit all seinen Organen wird bei der Armee gefordert. Ihn kontinuierlich zu kräftigen, bietet Aussicht auf Erfolg im Achtertest und bei allen Sportnormen, die der Soldat im Verlaufe seines Wehrdienstes zu erfüllen hat. Vor dem Erfolg aber stehen Fleiß und der feste Vorsatz: Ich muß etwas tun für meine Gesundheit, für meine körperliche Ertüchtigung. Ich will und werde es schaffen! Wird sich Soldat Ehrlich so geistig einstellen, plumpst er kein zweites Mal vom Klettertau. Er wird kämpfen können.

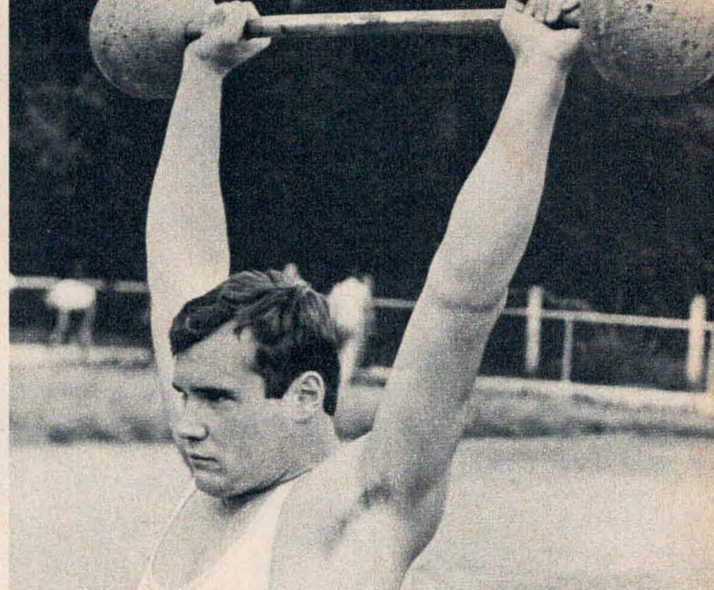
Ob da auch die eigene Lebensweise eine Rolle spielt?

Selbstverständlich. Nun gibt es da freilich beachtliche Unterschiede zwischen einem Leistungssportler und einem Soldaten im Grundwehrdienst. Würde aber Lutz nur einen Bruchteil der gesunden, straff organisierten Lebensführung eines Athleten beherzigen, brächte ihm das ein zusätzliches Plus. Den Alkohol nicht zum Duz-Freund machen, und möglichst überhaupt nicht rauchen. Nikotin ist bekanntlich ein gefährliches Gift. Übermäßig genossen, schwächt es den Organismus erheblich, ganz zu schweigen von späteren Folgeerscheinungen. Solche stellen sich übrigens auch bei zu üppiger Ernährung ein. Sie ist ein Grundübel verminderter Leistungsfähigkeit und vieler Krankheiten.

Da wird Lutz protestieren. Er schwört auf Mutters Küche. Wenn es die hier in der Kaserne gäbe . . .

. . . bekäme er Kraft. Auf keinen Fall. Masse erhielte er ganz gewiß. Sie ist gut für Gewichtheber, nicht für Lutz. Er ist kein Schwerathlet. Und ich nehme an, er will auch kein solcher werden. Aber Mutter hat ihm schon ein Bäuchlein angefüttert.





Hätten Sie für's „Abmagern" einen Tip auf Lager?

Ich hielt es immer so: das Essen auf Sparflamme stellen. Nicht zu viel verdrücken, mit dem Trinken haushalten. Der tägliche Verpflegungssatz unserer Soldaten ist durchaus die richtige Norm für gesunde Ernährung. Zugegeben – was Schmackhaftigkeit und Abwechslungsreichtum betrifft, da müßte sich mancher Koch und Küchenleiter etwas mehr einfallen lassen. Weniger dagegen einige Eltern. Die vielen gutgemeinten Schinken- oder Kuchenpakete von daheim sind für die Söhne zwar eine Freude, für die Soldaten aber keine Hilfe. Führen sie doch nicht selten dazu, daß nach eineinhalb Dienstjahren junge Männer ihre Kaserne „übergewichtig" verlassen. Jeder Mensch muß sein Eigengewicht mit Muskelkraft fortbewegen. Als ich, 1,75 groß, einst 75 kg wog, waren meine sportlichen Leistungen auch dementsprechend schlecht. Die bekannte Faustregel, daß sich das normale Körpergewicht aus der in Kilogramm ausgedrückten Anzahl der Zentimeter über einem Meter Körpergröße ergebe, ist fehlerhaft. Mein wirkliches Idealgewicht wäre beispielsweise 69 bis 70 kg gewesen. Also trainierte ich mit eisernem Willen die überflüssigen Pfunde herunter. Das verhalf mir unter anderem dann schließlich zu Bestleistungen.

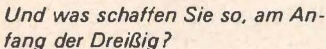
Ihrer Willenskraft hatten Sie viel zu verdanken. Aber nicht sie allein brachte Ihnen höheres Leistungsvermögen, stimmt's?

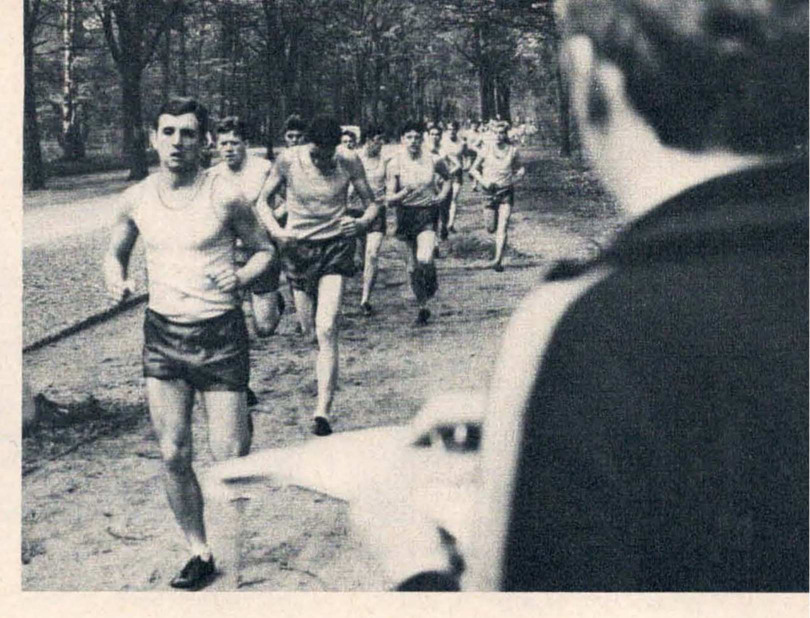
Stimmt genau. Entscheidend war das Kollektiv meiner Sportmannschaft. Auf sich ganz allein gestellt sich selbst zu überwinden, das ist schwer. Gegenseitiges, kollektives Kräftemessen aber spornt an, mehr als gewöhnlich zu leisten. Im kameradschaftlichen Wettstreit mit seinen Genossen wird auch Lutz sich steigern und bald die Normen der Militärischen Körperertüchtigung erfüllen können. Er wird Erfolgserlebnisse haben, sich nicht mehr vor anderen verstecken müssen. Weil's im Kollektiv eben Spaß macht. Ich habe das selbst gespürt. Nachdem ich aber meine Oberhofer Mannschaft verlassen hatte, merkte ich bald: Mann, du läßt dich ja hängen. Verpasse bloß den Anschluß nicht, bleib' aktiv! – Es gelang mir. Hier in Greifswald schloß ich mich einer Tauchsport-Sektion an. Und mein schönster sportlicher Erfolg dieses Jahres: Taucherprüfung bestanden! Nun lasse ich nicht mehr locker...

Auch Soldat Ehrlich möchte seine Sportgeräte fest in den Griff bekommen. Was würden Sie ihm dafür raten?

In der Freizeit mit dem eigenen Körpergewicht trainieren. Vom ärztlichen Standpunkt aus gesehen wäre dies das allerbeste. Ein solches Krafttraining mit Liegestütz, Klimmziehen und Armbeugen gibt die hundertprozentige Gewißheit, daß jegliche Überbelastung vermieden wird. Auch regelmäßige Läufe und Sportspiele sind gesund, stärken das Ausdauervermögen und machen Laune. Soldat Ehrlich sollte sich Gleichgesinnten anschließen. Es müßten Genossen sein, die ihm etwas vormachen, ihm Rat und Hilfe geben können. Sodann mit kleinen Trainingsleistungen beginnen und sich allmählich steigern. Nicht aufstecken, wenn bei der nächsten Überprüfung noch kein „Gut" herauskommt! Alles braucht seine Zeit. Lutz sollte auch – und nicht nur er – etwas eitel sein, auf die Figur achten. Er möchte doch einem Mädel gefallen, und ein Soldat mit 'ner Biermolle steht nicht hoch im Kurs bei Frauen. Meine macht da keine Ausnahme. Nebenbei gesagt, mein Olympiasieg war mir nicht in die Wiege gelegt worden. Für ihn mußte ich mich sehr anstrengen. Und ich tue das noch heute – um fit zu bleiben.







Und was schaffen Sie so, am Anfang der Dreißig?

Über 90 Liegestütze und etwa 25 astreine Klimmzüge sind schon noch drin. Besser: sie gehören zu meiner wöchentlich zweimaligen Kraft- und Bewegungsgymnastik, die Klimmzüge zum „täglichen Brot". Im Vergleich zu den Kraftsportleistungen, die ich als Skispringer fertigbrachte, habe ich mich sogar verbessert. Ich bin da sehr ehrgeizig, zwinge mich zur Leistungssteigerung, um mich selbst zu bestätigen. Außerdem muß ein Medizinstudent oft stundenlang am OP-Tisch arbeiten. Dazu braucht er Stehvermögen und Beweglichkeit, Kraft und Ausdauer in einem.

Bis zum Frühjahr ist es nicht mehr lang. Dann kommen „die Neuen" in unsere Kasernen und auch gleich zum Achtertest. Was würden Sie ihnen empfehlen, sozusagen prophylaktisch?

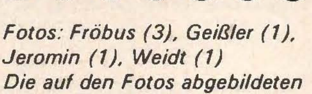
Sie sollten sich ab und zu den Trainingsanzug überstreifen und die Normen des Achtertests der NVA ausprobieren. Da gibt es doch bestimmt einen Sportplatz, auf dem man sich im Sprint prüfen kann, und woanders eine Reckstange, die für's Klimmziehen geeignet ist. Eine Sturmbahn findet man nicht überall. Aber wer die ersten sieben Bedingungen erfüllt, der schafft garantiert auch die achte. Dann würde ich mir die Disziplin aussuchen, die mir die meisten Schwierigkeiten bereitet. Sie wäre mein gelegentlicher Schwerpunkt für manch freie Minute. Die Meilen-Laufbewegung hat uns doch schon so weit vorangebracht, daß keiner mehr seinen Nachbarn auslacht, wenn der im Sportzeug auf der Straße oder im Wald ein paar Runden dreht. Wer sich dennoch geniert, ist selber schuld.
Sportliche Bewegung tut gut. Unc sie macht Freude, wenn sich der erste Erfolg einstellt – zum Beispiel die erfüllte Mindestnorm schon vor dem Einrücken in die Kaserne.

Aufgezeichnet von
Oberstleutnant Heiner Schürer

● ● ● ● ● ● ● ●

Der Achtertest der NVA
wird mit allen neueingestellten Wehrpflichtigen in der ersten Woche der Grundausbildung durchgeführt. Er ist die erste Überprüfung des physischen Leistungsvermögens der Soldaten und umfaßt folgende Disziplinen (in der Reihenfolge):

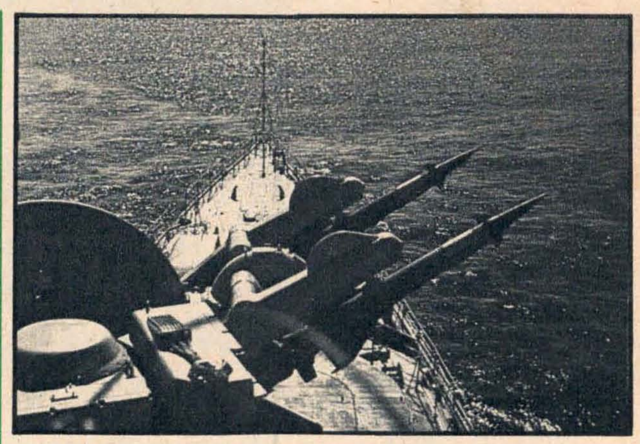
	Mindestnorm:
1. Liegestütz	*20×*
2. 100-m-Sprint	*14,6 s*
3. Klettern am Tau (5 m hoch)	*19,0 s*
4. Dreierhopp	*6,0 m*
5. Klimmziehen	*6×*
6. 3000-m-Lauf	*13:20 min*
7. Handgranatenwurf	*32 m*
8. Sturmbahn (400 m)	*2:40 min*



Fotos: Fröbus (3), Geißler (1), Jeromin (1), Weidt (1)
Die auf den Fotos abgebildeten Soldaten sind nicht identisch mit Lutz Ehrlich.



UNSER TITEL: Spezialpanzer auf der Basis des T-55 mit Ausleger zum Räumen von Hindernissen. Foto: D. P. Getmanenko



UNSER POSTER: Zwillings-Startanlage für Luft- und Seezielraketen auf einem Kreuzer der sowjetischen Seekriegsflotte, fotografiert von E. A. Udowitschenko

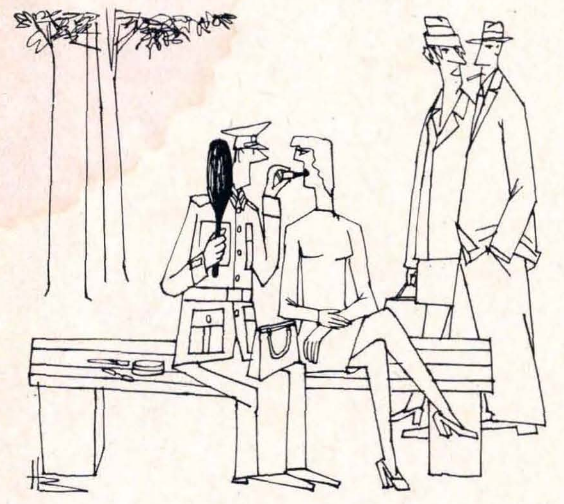


Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst Z. Zakow – Sofia;
Oberstleutnant J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark, Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 1040 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-7010 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann,
Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 1. 9. 1980

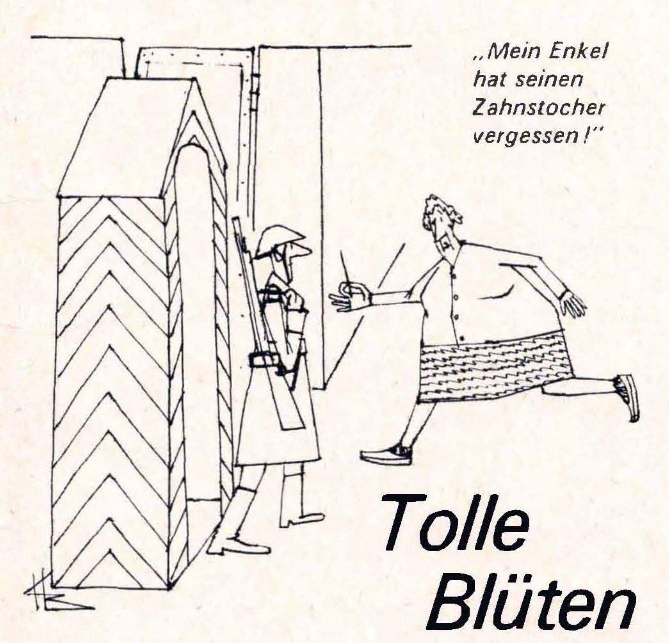
INHALT



„Wie faul du dagegen bist!“



„Was kostet denn so ein kleiner Sonderzug?“



„Mein Enkel hat seinen Zahnstocher vergessen!“

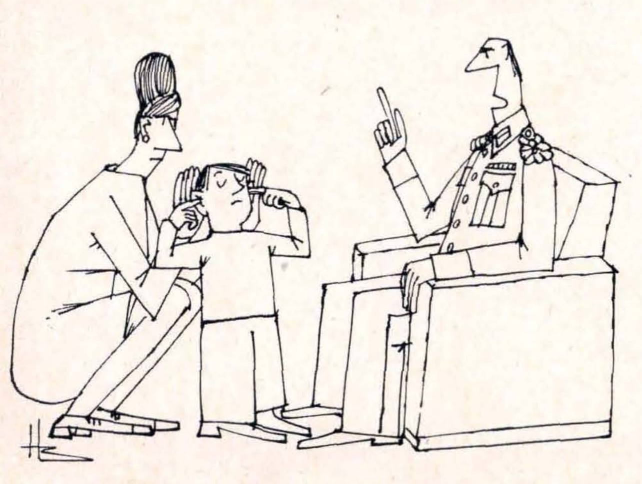
Tolle Blüten

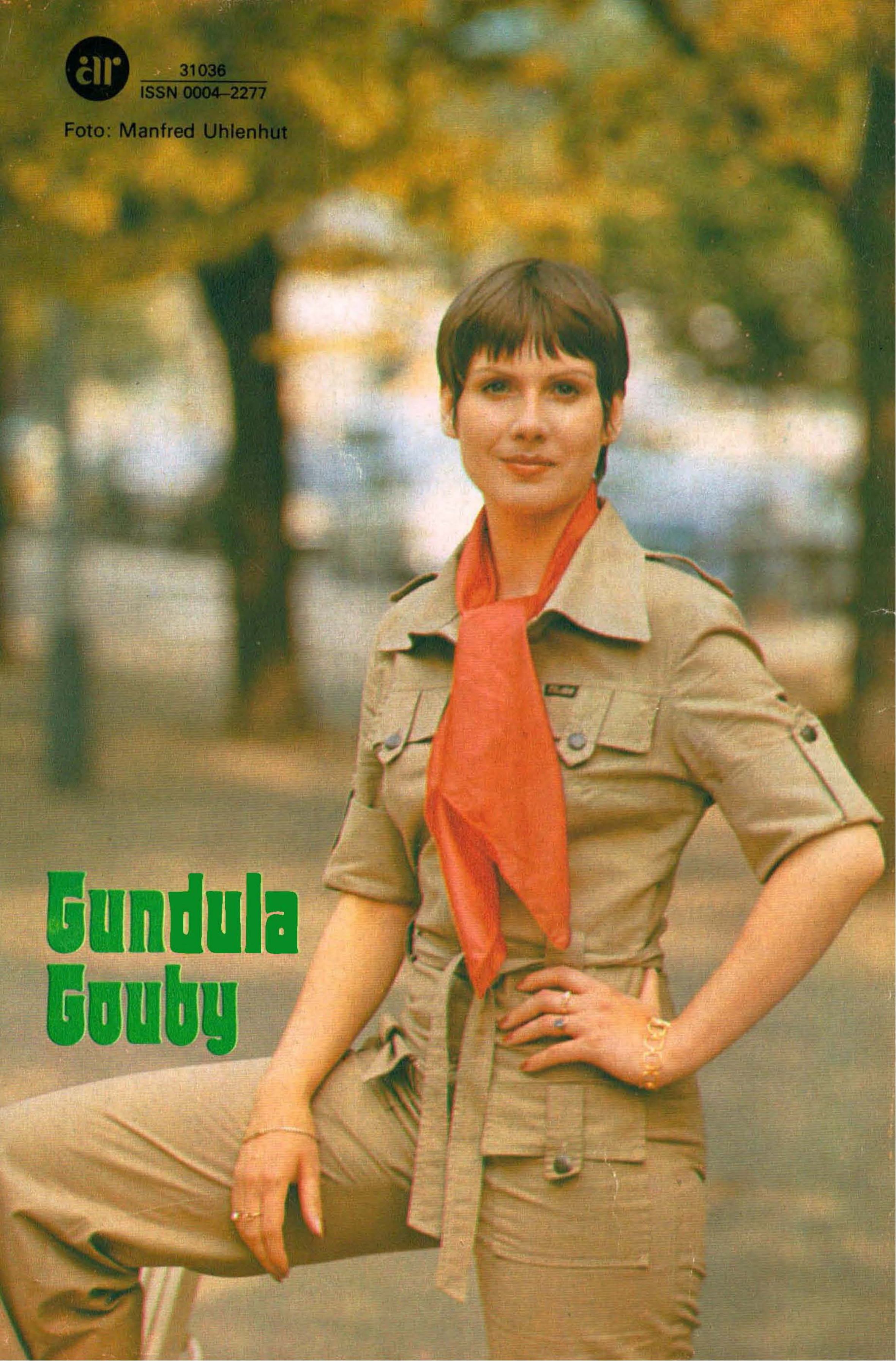
blühten bei Henry Büttner





„Und dann müssen wir in der Kaserne immer so ordentlich am Tisch sitzen, furchtbar!“




ar
31036
ISSN 0004–2277
Foto: Manfred Uhlenhut
Gundula
Gouby